

 Sollin



# Biographische Beiträge

zur

# Geschichte der Toleranz

in

**drei Vorträgen**

für

wohlthätige Zwecke gehalten zu Frankfurt a. O.

durch


**Lic. theol. Henri Tollin,**

Zweiten Pfarrer an der reformirten Kirche.


Margaretha von Navarra p. 25–69.
Coligny p. 71–102.

Gedruckt zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins.


Frankfurt a. O.

In Commission bei Gustav Harnecker.

1866.



# Biographische Beiträge

zur

# Geschichte der Toleranz

in

## drei Vorträgen

für

wohlthätige Zwecke gehalten zu Frankfurt a. O.

durch


**Lic. theol. Henri Tollin,**

Zweiten Pfarrer an der reformirten Kirche.


---

Gedruckt zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins.

---


Frankfurt a. O.

In Commission bei Gustav Harnecker.






Dem Andenken

seines

**theuren in Gott ruhenden Vaters**

des

Predigers und Katecheten

# Nicolas Eduard Tollin

Verfassers des „Versuch einer geordneten Entwickelung der Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser"
u. a. Schr.

sowie

seines

**theuren in Gott ruhenden Emeritus**

des

Ober-Consistorial-Raths und Predigers

# Wilhelm Heinrich Havenstein

Verfassers der „Heiligung in dem Herrn"
u. a. Schr.

in Ehrfurcht und Treue
gewidmet

vom
**Verfasser.**

# Vorrede.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man geglaubt, die kirchlichen Dogmen fielen fertig vom Himmel: je widernatürlicher, um so offenbarungswürdiger erschienen sie da. Die Zeit ist vorüber. Man weiß, der protestantischen wie der tridentinischen Kirche Dogmatik ist eine geschichtlich gewordene: jedes Dogma hat sein Sonder-Leben: jedes hat seine Biographen gefunden: und die Dogmen-Geschichte gilt in unserem Jahrhundert als ein eben so weites wie fruchtbares Gebiet. Allein auch die Ethik ist eine geschichtlich gewordene: die der Sekten und die der Kirche, die der Staaten und der Corporationen, wie die Ethik der Individuen. Daß, um beliebige Personen zu nennen, Henry Ward Beecher und Vilmar, Antonelli und Napoleon III. gerade den besonderen sittlich-religiösen Grundsätzen huldigen, die wir an ihnen bemerken, und die in ihrer Gesammtheit die ihnen eigenthümliche „Frömmigkeit" ausmachen: diese Thatsache setzt eine ganz besondere innere und äußere Geschichte voraus, die zum Theil in längst vergangene Jahrhunderte zurückgreift. Wir sagen, eine innere und äußere Geschichte. Denn die Geschichte der Frömmigkeit ist zunächst eine Geschichte der Herzen: und entzieht sich als solche aller menschlichen Beobachtung. Indeß die Frömmigkeit gewinnt auch Fleisch und Blut; die sittlich-religiösen Grundsätze erscheinen in Worten, in Thaten, in Gewohnheiten. Diese verkörperten Grundsätze (Ethen), wir sehen sie werden, wachsen, sich umgestalten. Wir verfolgen die Phasen jedes einzelnen Ethos; wir gewahren, wie es im Gesammt-System bald dem Centrum zueilt, bald in die Peripherie flüchtet. Wir constatiren, wie das, was den Mittelpunkt bildet, bei der einen christlichen Partei, bei einer andern noch fern abliegt; bei einer dritten vielleicht bisher gar kein Recht erworben hat, unter den eigentlich christlichen Grundsätzen aufzutreten. Wir lernen, daß Genossenschaften, die dogmatisch sich vielleicht kaum mehr unterscheiden, in der Ethik immer weiter und weiter auseinandergehen: und wissen nun: ihre völlige Separation steht bevor; und hinwiederum sehen wir ein, daß andere Parteien in der Dogmatik sich augenblicklich noch scharf befeinden; aber ihre Union ist verbürgt: denn

sie handeln mehr und mehr nach denselben Grundsätzen der Sittlichkeit und der Religion. Im XIX. Jahrhundert ist es nicht das sogenannte Glaubens-Bekenntniß, was über die Wahlverwandtschaft entscheidet, sondern es ist die Gesammtheit der sittlich-religiösen Grundsätze, die praktische Frömmigkeit. Dogmatische Lebensbündnisse verflüchtigen sich immer mehr in bloßen Schein: die ethischen bleiben; denn sie sind natürliche, und darum Gott gegeben. Insofern ist zur richtigen Beurtheilung gerade unserer Zeit ein sachverständiger Einblick in die Werkstatt dieser Frömmigkeit von besonderem Nutzen. Aber schon an sich hat der Gegenstand seine hohe Bedeutung. Die Ethen-Geschichte zeigt dem frommen Christen, daß auch bei Andern die Frömmigkeit eine mühsame Errungenschaft ist, die bis zum Tode Stückwerk und ohne Verdienst bleibt vor Gott. Die Geschichte der Frömmigkeit giebt dem Psychologen einen Einblick in das tiefste Heiligthum des Gemüthslebens, in das innerste Seelengetriebe des Einzelnen wie der Gesammtheit. Die christliche Ethen-Geschichte bietet dem Historiker eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung: denn kein Theil der Sitten ist so heilig und den Herzen der Völker so fest angewachsen, und so durchgreifend, als die im engeren Sinne religiösen. Die Ethen-Geschichte ist endlich auch interessant für den Juristen. Denn wenn jedes gute Gesetz aus Brauch und Bedürfniß hervorgeht, so ist die Geschichte der christlichen Grundsätze nichts als die Vorgeschichte der christlichen Gesetzgebung; die der kirchlichen Grundsätze nichts als die Vorgeschichte des canonischen Rechts. Psychologen, Historiker, Juristen, Theologen, um die Wette müßten sie also dieses reiche Gebiet zu studiren und durch Monographieen auszubauen suchen.

Dessenungeachtet ist bisher für diese Disciplin so wenig geschehen, daß von vielen Seiten eine der Dogmen-Geschichte parallel laufende Ethen-Geschichte — der Name ist gleichgültig — in ihrer Existenz und Berechtigung noch immer bestritten wird. Beschäftigen sich doch die meisten, welche über einzelne Capitel der christlichen Ethik Schriften verfaßt haben, wenn auch mit einem höchst wichtigen Ergebniß, so doch eben nur mit dem letzten Ringe der fast unabsehbaren Kette, die früheren Bindeglieder vornehm ignorirend. Oder sie wollen die weite Geschichte der Ethen einschnüren in eine klägliche Geschichte der Ethik. Als ob nicht jedes christliche Ethos seine Existenz markirt und in die Geschichte eingeprägt hätte, lange Jahrhunderte früher, als man an ein System der christlichen Ethik gedachte? Oder sollte wirklich der sittlich reine Wille länger im Menschen geschlafen haben, als die geheiligte Vernunft?

Indeß dieser ganze Streit ist müßig: die neue Disciplin ist da: es hilft nichts, die Augen zu verschließen. Wie Johann Salomon Semler Vater der Dogmen-Geschichte, so ist der Vater der christlichen Ethen-Geschichte der Göttinger Stäudlin († 1826). Freilich steht er vor der jungen Welt, die er geschaffen, noch immer fast allein. Seine historischen Monographien über den Eid, die Ehe, die Freundschaft, das Gebet u. a. m., wer auch nur von den Gelehrten hat sie gelesen? wer in ihrer durchgreifenden Bedeutung gewürdigt?

wer die vorgezeichneten Wege weiter verfolgt? Wie manchem Ethos fehlt noch bis auf diesen Tag eine irgend welche, geschweige eine gründliche Monographie! Und doch, die Ethen wie die Dogmen, ohne ihre geschichtliche Basis, schweben sie in der Luft. — —

Auch die Toleranz ist ein Ethos. In jeder christlichen Ethik, auch in der kirchlichen, hat sie Sitz und Stimme: ihr Recht im System ist unbezweifelt: nur über dieses Rechtes Ausdehnung streitet man noch. Aber wie lange ist es her, daß in der Kirche Christi Toleranz Sünde war. Der Hehler sei so gut wie der Stehler. Toleranz galt als die „passive Gotteslästerung" und wurde ebenfalls mit Steinigung und Scheiterhaufen bedroht. Nach und nach gestattete dieser oder jener Gelehrte, wenn auch noch schüchtern und vom Zeitgewissen angeklagt, ihr ein bescheidenes Plätzchen im äußersten Winkel seiner Lebensanschauungen und darauf seiner erklärten Ethik: wurde es aber entdeckt, so lief er noch immer Gefahr, als Ketzer excommunicirt zu werden. Heute steht sie im System dem Centrum nahe, wenn auch noch nicht bei der Priester-Kaste, so doch im Bewußtsein des christlichen Volks. Wer weiß, ob nicht einst eine Zeit kommt, wo alle christlichen Parteien die Frömmigkeit ihrer Glieder zuerst und vor allem messen werden an der Toleranz! — Mit einer Geschichte dieses centralen Ethos könnte man Bände füllen: so groß ist das pathologische Interesse, welches gerade auf diesem Gebiete die Irrsale des menschlichen Geistes begleitet. Wie viel Blut klebt schon an dem einen falsch verstandenen Grundsatz: extra ecclesiam nulla salus! Was sagt uns nicht das Wort Inquisition, und das andere Jesuitismus! Indeß eine so dankbare Aufgabe für den Historiker die Geschichte dieses Ethos wäre, sie fordert ein gründliches Quellen-Studium mehrerer Jahre. Nicht auf einmal erhebt sich der stolze Bau. Die Bausteine müssen einzeln herbeigeschafft werden.

Solche Handlanger-Dienste möchten wir leisten. Beiträge wollen wir liefern, einzelne lose Beiträge zur Geschichte eines einzelnen Ethos. Und noch dazu sind es nicht wissenschaftliche Abhandlungen, was wir bieten, ja nicht einmal solche, die von vornherein ein Ganzes bildeten. Vorträge sind es zu wohlthätigen Zwecken vor einem gemischten Publikum meist von Damen gehalten: jeder für sich selbstständig, ein biographischer Versuch. Der eine schildert mehr eine vergangene Welt; der andere greift unmittelbar in die Gegenwart ein; ein dritter versucht es, eine Partei der Zukunft zu zeichnen, über welche die Geschichte noch nicht abgeschlossen hat. Auch das Interesse bei jedem der drei Vorträge ist ein verschiedenes. Sie haben nicht eine ausgesprochene, einheitliche Tendenz. Aber sie tragen in sich das gleiche Ziel.

Diese vorhandene, innere Einheit mehr an's Licht zu kehren, hätten wir gern in allen Theilen eine gründliche Umarbeitung vorgenommen. Allein dann hätten die ersten Zuhörer das Vernommene nicht wieder erkannt. Und auf sie haben wir doch zunächst Rücksicht zu nehmen, da von ihnen das Gesuch um Veröffentlichung ausgegangen ist. Somit verhehlen wir uns keineswegs die große Unvollkommenheit dieser Skizzen gerade in der gegenwärtigen Form. Ihren

Tageserfolg schulden sie den hohen Gestalten, von denen sie beherrscht werden. In ihrem Dienste stehen sie noch heut. Ihnen, diesen Helden der Frömmigkeit, noch einige Freunde mehr zu gewinnen, das ist der einzige Grund, weßhalb wir dem Drängen gewichen sind. Vielleicht, daß diese geringen Gaben so noch einmal der großen Sache Gustav Adolph's dienen, und damit der heiligen Sache christlicher Toleranz.

Das walte Gott!

# I.

# Der Kampf

zwischen

# Märtyrerthum und Bischofs-Gewalt

zur

## Zeit des heiligen Cyprian.

---

## Vortrag

gehalten

**am 26. Januar 1863 im Logensaal**

zum

Besten des Kinder-Kranken-Hauses.

Unter denen, welche die Geschichte die Großen nennt, ist selten einer mit so vielen Familien-Morden besudelt, selten einer so völlig baar von sittlichen und besonders religiösen Grundsätzen gewesen, als der erste Constantin. Dessenungeachtet können wir nicht umhin einzugestehen, daß dieser furchtbare Mann, dieser „christliche" Held, ohne jeden Schimmer von Erbaulichkeit eine großartige, politisch geniale Natur gewesen sei. Ihm gelang es ja, die weite römische Welt für sich zu erobern, ihr einen neuen Mittelpunkt zu geben und die Verwaltung des Reichs in den wichtigsten Beziehungen neu einzurichten. Aber seine Größe war, wie bekannt, daß er zum Organ seiner Zeit willig und muthig sich hingegeben hat. Jene staatsmännische Toleranz gegen die scheinbar intoleranteste aller Religionen, sie macht ihn zu einer höchst merkwürdigen Erscheinung in der Geschichte. Constantin erkannte mit Seherblick, daß die alt-katholische Kirche, Dank ihrer solidarischen Bischofs-Gewalt, mitten unter den Verfolgungen mächtiger und lebensfähiger geworden war, als der damalige römische Staat mit seinem morschen Imperatoren-Thron. Statt auf das Märtyrerthum der Götter-Verächter wollte er fortan das Reich auf das Bischofthum der rechtgläubigen Kirche gründen. Daß er sich selber für einen Bischof erklärte und die Bischöfe bewog, ihn als Collegen aufzunehmen; das war der Kern und Stern aller seiner politisch-christlichen Unternehmungen. Bekanntlich stützt sich das Staats-Kirchenthum bis heute auf diesen constantinischen Gedanken: Ohne das solidarische Bischofsthum der alt-katholischen Christenheit hätte es keine Staatskirche gegeben. Somit ist Constantin seinen Sieg, somit sind die Fürsten ihre bischöfliche Macht schuldig dem Gründer der solidarischen Bischofs-Gewalt. Und das ist Cyprian. Welche Kämpfe aber es diesem gekostet hat, jene Bischofs-Gewalt für die Ewigkeit zu gründen, das ist leider zu wenig bekannt, am wenigsten, daß bei jener weltgeschichtlichen Unternehmung Cyprian's seine hauptsächlichsten Gegner gewesen sind die Voll-Christen seiner Zeit, die heiligen Märtyrer selbst.

Auf diesen Kampf zwischen Märtyrerthum und Bischofs-Gewalt zur Zeit des heiligen Cyprian möchte ich heute Ihre Aufmerksamkeit richten. In eine Geisterschlacht möchte ich Sie führen, in eine Schlacht, in der die besiegte Partei nicht untergeht, stirbt und verdirbt, sondern als Weltmacht ewig

weiter lebt, nur in neuer Form, in heiliger Vollendung und Verklärung. Ich würde Sie bitten, zunächst mit mir einzutreten in ein jedes der beiden feindlichen Lager: darauf wollen wir uns eine Höhe aussuchen, von der wir ruhig verfolgen können den Beginn, den Gang und das Ende der Schlacht.

## I.

Das Lager, welches wir zuerst besuchen, ist das Lager der Märthyrer. Welch ein unabsehbares Heer! Die Zahl der Blutzeugen Jesu ist Legion. Jeder Christ ein Märthyrer! das ist noch der oberste Grundsatz der kirchlichen Frömmigkeit, ein Grundsatz, der erst dann einer anderen Frömmigkeit Platz machte, als der Kaiser Constantin das Christenthum für eine geduldete, ja für die Staatsreligion des römischen Reiches erklärte (325).

Die äußere Bedingung des Märtyrerthums ist die Verfolgung. Verfolgung des christlichen Glaubens schien aber gebieterisch gefordert durch das Gesetz der Selbsterhaltung des römischen Reichs. Toleranz ist Tugend nur durch ihre Motive. Es giebt eine Toleranz des Satanas. Tolerant war das alte römische Volk nur aus Politik. Die Götter der besiegten Völker wurden officiell nach Rom geladen und feierlich anerkannt, um sie unschädlich zu machen und gegen ihre ursprünglichen Verehrer für römische Staatszwecke zu verwerthen. Welch' ein Stein des Anstoßes mußte da die Religion Jesu werden! Das Christenthum war ja von seinem ersten Ursprung an nicht national, sondern kosmopolitisch: der Christen-Gott wollte Welt-Gott sein: es gab kein Volk auf der Erde, das Christum für seinen National-Gott ausgerufen hätte. Und so konnte sich den römischen Kaisern bis 325 auch die Frage gar nicht stellen, ob es sich lohne, eine Nation von Christen sich zu befreunden, dadurch daß der Gott Christus öffentlich und von Staatswegen in das römische Pantheon aufgenommen würde.

Aber noch mehr: das Christenthum schien geradezu an dem Marke des römischen Reiches zu zehren. Alle Macht, so glaubten die Patrioten, allen Reichthum, allen Einfluß, welchen Rom besaß, verdankte es, mehr noch als seinen streitbaren Helden, seinen Göttern: und diese Götter insgesammt erklärte das Christenthum, um mit der Schrift zu reden, für Nichtse, für Ausgeburten der Hölle, für Teufel, welche ein Christ bei Verlust der ewigen Seligkeit nicht anbeten, geschweige mit Opfern bereichern dürfe. Dazu kam, daß kein Christ zu bewegen war, dem Bildniß des Kaisers Weihrauch zu streuen: weil der Gerechte bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit Gott mehr gehorchen müßte als den Menschen. Viele Christen gingen noch weiter. Sie weigerten sich, den Kaiser ihren Herrn zu nennen, sich berufend auf den Ausspruch der Schrift: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte." Auch konnte es die große Mehrzahl der Christen nicht über sich gewinnen, dem Kaiser zum Todtschlag im Großen — denn so nannten sie den Krieg — durch Eidschwur sich zu verpflichten. Des Christen Eid gehöre Christo allein. Endlich schien höchst gefährlich, der bei allen echten Christen der drei ersten Jahrhunderte unerschütterlich feste Glaube an die

nahe Wiederkunft des Herrn, ein Glaube, welcher der Welt Ende, und daher auch das Ende des nach heidnischer Ueberlieferung ewigen römischen Reiches verkündete, ersehnte und erstrebte.

So viele Gründe, und noch manche andere, flossen zusammen, um dem argwöhnischen Despotismus die Christen als Rebellen, als Feinde der Götter und des römischen Reiches erscheinen zu lassen. Gegen den geheimnißvoll um sich greifenden Fremdling, den Christen-Gott, mußte er, als gegen einen unbefugten Eindringling und Verführer des Volks, da wo jener zu fassen war, nämlich in seinen Dienern, mit allen Mitteln des Rechts und der Gewalt einschreiten. So geschah es denn, daß je mehr ein Kaiser im alt-römischen Geiste regierte, je größere Energie einer entwickelte, um das zerfallende Weltreich zusammenzuhalten und im Sinne der Volks-Gesetze und Herkommen zu kräftigen, um so entschiedener er auch dem Christenthume gegenübertrat, dergestalt, daß die Titel: Freund des Vaterlands und Feind der Christenheit in der römischen Geschichte unzertrennlich verbunden schienen. Der edelmüthige Trajan, der gelehrte Hadrian, der fromme Antonin, der Philosoph Marc Aurel: all' diese echt-römisch gesinnten Kaiser, des Vaterlandes Stolz, des Reiches Stützen, sie haben ihre Regierung durch Verfolgung des Christenthums besiegelt. Das Scheusal Commodus, der Brudermörder und Meuchlerhäuptling Caracalla, der teuflische Heliogabal, jene Ansammlung aller nur denkbaren Gemeinheiten: all' diese Barbaren-Knechte und systematische Verderber des Volks, sie waren Freunde und Gönner wie jedes fremden Kultus, so ganz besonders des Christenthums, das ja als Religion „der Götterleugnung, des Kindermords und der Blutschande" sich ihnen am meisten zu empfehlen schien. — Mit Blindheit waren die Machthaber der Welt geschlagen: nur den Unmündigen hatte Gott seine Wahrheit geoffenbaret. Unwissend hatten die Teufel Gottes Wahrheit verbreiten helfen; und unter der Verfolgung der ihr leider noch feindlichen Tugendhelden hatte sich die Kirche Christi geläutert und gekräftigt. Ja die entschiedenen ehrlichen Feinde hatten ihr mehr genützt, als jene verächtlichen Freunde. Die funfzigjährige Ruhe, deren die Christen unter den fremdländischen Lasterknechten genossen, hatte ihre Zahl in allen Provinzen des Reiches unabsehbar gemehrt: viele waren sehr schnell bekehrt worden: schien doch kein Märtyrerthum mehr zu erwarten. — Aber die Schnell-Christen waren selten die Voll-Christen gewesen.

Da im Jahre 249 bestieg den römischen Welt-Thron der wackere Kaiser Decius. In ihm erwachte in seiner vollen Energie das alt-römische Bewußtsein: und sofort wüthete Christen-Verfolgung durch das ganze römische Reich, blutiger denn je. Bisher war der Anstoß zu den Verfolgungen immer vom Volke ausgegangen. Indeß während der fremdländischen Kaiserregierung war eine neue Lage geschaffen. Das gewaltig erstarkte Christenthum stand dem sichtbar gesunkenen und systematisch verdorbenen Kaiserreich gegenüber. Wollte Decius den alten Kampf wieder aufnehmen, so mußte es ein Zweikampf werden auf Leben und Tod. Die Christenverfolgung mußte kaiserliches Regierungs-

Princip, allgemeines organisches Reichsgesetz werden. Und das ist sie seit Decius geblieben fast ohne Unterbrechung bis in die Zeit des großen Constantin, des größten jener sittenverderbten, fremdländischen Kaiser. —

Mit dieser ersten universalen Christenverfolgung sind wir versetzt in die Zeit des heiligen Cyprian. Das langandauernde, furchtbare, allgemeine Wüthen der Feinde des Kreuzes sichtete in der Christenheit mehr wie jemals die Spreu von dem Waizen. Im Feuer der Trübsal mußte sich zeigen, welches die Halb-Christen, welches die Voll-Christen waren. Bald mit frecher Stirn, bald mit zitternden Lippen traten vor den Richter die Halben. Viele ließen sich durch die grausamen Martern bewegen, Christo zu fluchen, dem Kaiser und den Göttern zu opfern, ihre Bischöfe aber und ihre heiligen Bücher in die Hände der Heiden auszuliefern. Viele andere ließen Hab' und Gut zurück und suchten ihr Heil in der Flucht. Sehr viele benutzten die Geldgier der Behörden, um sich einen Schein ausstellen zu lassen, als ob sie geopfert hätten, während sie in der That sich dazu nicht verstanden; oder sie wußten es zu veranlassen, daß in das Magistratsprotokoll ihr Name unter denjenigen, welche dem Edikt genügt hatten, eingetragen wurde, und blieben dennoch den Opfern fern. Eine Anzahl trugen die Martern und das Gefängniß mehrere Tage, verläugneten aber darauf. Unzählige indessen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, duldeten gern um Christi willen jede Folter und selbst den qualvollsten Tod. So geschieht es, daß sich innerhalb der Christenheit zur Zeit Cyprian's zum ersten Mal aussondert eine Märtyrer-Partei. Was ehedem unzertrennlich schien vom Christennamen, das finden wir jetzt nur bei den echten, den Voll-Christen.

Denn daß bei den damaligen Zeitumständen Märtyrerthum und volle christliche Frömmigkeit zusammenfallen müßten, das galt unter den wahrhaft Gläubigen für ausgemacht. Hatte schon das arme Leben Jesu und sein Tod am Kreuz dem Christenthum überhaupt den Charakter der Blutzeugenschaft tief eingeprägt, so mußte jetzt ganz besonders es jedem Christen vor die Seele treten, daß nur den Jesus als den Seinen anzuerkennen vermöge, der Jesum vor aller Welt bekannte bis in den Tod: daß hingegen, wer Jesum verleugnete vor den Menschen, das Schandmal eines Schein-Christen, eines Apostaten sein Leben lang an der Stirn behalten würde. Das Martyrium erschien als das gute Werk des Christenlebens, als das Eine gute Werk, welches alle andern in sich zusammen faßte und krönte. Und darin lag gerade die Stärke des Märtyrerthums, daß es, ein unversiegbarer Strom, mit heiliger Nothwendigkeit damals aus dem innersten Wesen des Christenthums entsprungen ist.

In diesem Hochgefühl gestählt, athmete die Märtyrer-Partei Kampf und Sieg; freilich Kampf durch Dulden. Aber auch Dulden ist eine That, eine kühne, männliche That, zu der vielen der Muth fehlt, die im Angreifen und Verfolgen tapfer sind. Ihr sollt größere Werke thun, denn ich, sprach der Herr (Joh. 14. 12). Zu diesen Werken gehört das Dulden. Und in der

That, die Märtyrer Jesu, an ihren **Leibern** haben sie mehr dulden müssen, als er selbst.

Um die Märtyrer-Partei in ihrem eigenen Lager aufzusuchen, müssen wir nun heruntersteigen in die schaurig finstern, verpesteten Kerker zu den armen Wesen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, Jesum zu lieben über alles in der Welt. Dort schmachten sie vor Hunger und Durst, oft an schweren eisernen Ketten, oft in gräßlichen Foltern, auf Koth und Scherben gelagert: diese bis auf's Blut gegeißelten Männer mit achtzigjährigen Greisen, diese zarten Jungfrauen und erwartenden Frauen, diese unschuldigen Knäblein und Säuglinge selbst: eine Welt des Jammers, sollte man meinen; und statt dessen findet man eine Welt des Frieden's und der Seligkeit. Freuden-Psalmen und Dank erschallt von Aller Lippen, daß Gott sie gewürdigt, solches für sein Reich zu leiden. Was alle ersehnen, ist nicht Befreiung in die arge, gefangene Welt, sondern Tod, Märtyrer-Tod, um endlich bei Christo zu sein. So denken, so handeln die **Bekenner**.

Allein um Märtyrer zu werden, müssen die Bekenner noch eine Stufe sich erheben. Jetzt leuchtet sie ihnen entgegen. Noch ein Schritt, und die Himmelspforte ist erreicht! Nach jahrelangem Gefängniß in den Kerkern oder den noch schlimmeren Bergwerken ist der Todestag gekommen, der Tag der Vollendung durch die Bluttaufe. Unter dem Jubel der versammelten Menge werden die Bekenner mit Geißelhieben empfangen und nun so lange gemartert, bis sich Knochen, Sehnen und Nerven bloßlegen, und Schwächere oft schon unterwegs erliegen. Darauf aber werden die Uebrigen, als wahre Märtyrer Jesu, bald, wenn sie römische Bürger waren, enthauptet; bald den wilden Thieren vorgeworfen, gekreuzigt oder geschunden; bald ersäuft oder auf zerbrochenen alten Schiffen in die See geschickt und dem Hunger preisgegeben; bald mit Schlangen, Ottern oder Hunden in einen ledernen Sack genäht; bald auf Scheiterhaufen oder in den Kalköfen massenweis verbrannt oder auf eisernem Rost langsam gebraten; bald gesteinigt, geschleift, verstümmelt oder geviertheilt. Wahrlich! unsägliche Qualen, die wir kaum anzuhören, geschweige anzusehen oder gar selbst zu ertragen vermögen; und unter diesen Foltern, **hört ihr's, beten sie noch für den Kaiser, danken ihrem Henker, preisen und loben Gott, und stärken die Gemeinde** zu gleichem Märtyrer-Tod.

Diese Blutpredigt zeugete lauter von der Macht des Christenthum's als die schönste, überzeugendste Rede. Gar nicht selten, daß nach kaum vollendeter Marter ganze Schaaren aus den **heidnischen Zuschauern** angesichts eines so seligen Todes zum Henker liefen und riefen: **Ich bin ein Christ**; ja, daß nach vollbrachter Pflicht der **Henker** selber vor aller Welt sich zu Jesu bekannte. Das Martyrium war die beste Mission: und aus dem Blut der Märtyrer wurden Gott Kinder geboren wie der Thau aus der Morgenröthe. Der Märtyrerglaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. — —

Was Wunder, daß diese Vorkämpfer der Christenheit von den noch nicht

so vollendeten Christen beneidet und mit den höchsten Ehren gekrönet wurden. O wir unglücklichen und zu unglückseliger Zeit gebornen, so hörte man wohl während der Verfolgungspausen die Christen klagen, wir können nicht Märtyrer werden: denn es ist kein Nero, kein Trajan, kein Decius da. „„Oh daß es nur einen Tod giebt, mit welchem wir den Märtyrern in ihrem Kampfe nachfolgen können““, riefen andere Bekenner: „„was ist so süß als der Märtyrertod! und doch ist dem Menschen gesetzt nur einmal zu sterben.““ — Der Märtyrertod, das war das Ideal der frommen Christen: darauf hin wurden sie gesäugt, erzogen, gebildet: eine andre Vollendung kannten sie nicht. Je mehr Leiden auf Erden, um so mehr Freuden im Himmel: je mehr Wunden unsere Leiber erhalten hienieden, um so herrlicher werden sie dort oben glänzen: das war die landläufige Meinung der Kirchen des dritten Jahrhunderts. Deswegen wenn der Blutzeuge Jesu durch die Marter so recht bis in's Entsetzliche entstellt war: wenn der Henker keine Glieder mehr fand, die er peinigen konnte, sondern mit den Marterwerkzeugen nur noch in Wunden herumwühlte: dann, dann jauchzte die Menge nicht nur der gegen die Götterfeinde ergrimmten Heiden, nein, noch lauter die Menge der Gläubigen, die im Märtyrer Jesum selbst zu schauen glaubten: „Kyrie eleison!“ —

Wir sehen, welch' eine gewaltige Macht die Märtyrerpartei über die Gemüther der Christen ausübt: aber je höher diese Macht steigt, um so mehr mischen sich krankhafte, unsittliche, verderbliche Elemente in diese Frömmigkeit ein. Der Märtyrer-Enthusiasmus artet aus in eine fanatische Schwärmerei. Unter dem Kaiser Trajan Anfang des 2ten sc. durften nur diejenigen hingerichtet werden, welche zuvor als Jünger Jesu angeklagt und vor Gericht als solche erwiesen waren. Dies langsame Verfahren behagte den meisten Voll-Christen nicht mehr. Wo sie nicht aufgesucht wurden in ihren Häusern, liefen sie selber zur Obrigkeit und klagten sich an. Da thaten dann die Statthalter, wie es ihnen eben recht dünkte. Die einen, wie z. B. viele in Egypten, richteten ohne weiteres alle Christen ihrer ganzen Stadt hin, so daß es nicht Henker genug gab, um die sterben Wollenden abzufertigen und jeder Christ nur besorgte, der Tag möchte zu geschwind sich endigen, und er allein zurückbleiben in dem Jammerthal: so stürzten sie sich in die Hände der Henker mit Jubelliedern, als seien sie entzückt bis in den dritten Himmel. Andere Statthalter, wie z. B. manche in Klein-Asien, verachteten solches Gebahren und wiesen die zum Märtyrertode herbei Eilenden unbefriedigt ab: „Ihr Elenden, wenn ihr denn durchaus sterben wollt, so habt ihr ja Seeen und Abgründe genug.“ — Diese Todessehnsucht ergriff auch Kinder und Jungfrauen: massenweise sprangen sie, Gott lobend, in die lodernden Flammen hinein. „Welch' eine Raserei, rief die Jungfrau Eulalia, indem sie sich dem Henker als Christin angab, welch' eine Raserei, Christen nöthigen, daß sie den wahren Gott verleugnen sollen! Ihr Christen, gebt euch zufrieden; sehet, ich bin den abgöttischen Diensten der Teufel feind, ich trete die Götzen mit Füßen, ich bekenne meinen Gott! — Eure Götter sind Nichtse; auch der Kaiser

ist nichts, weil er Menschenmachwerk verehrt! Wohlan, Henker, brenne, schneide, theile meine Glieder! Die Pein soll doch mein Herz nicht wandeln.“ Nur zu zahlreich sind solche Verspottungen der Henker durch die im Feuer halb gebratenen Christen. Angesichts eines so wilden Treibens, können wir da den Heiden so Unrecht geben, wenn sie an derartigen Christen nichts sahen als maßlose Schwärmerei, eine Schwärmerei, um so Gefahr drohender, als bei weitem die meisten den untersten Schichten der Gesellschaft angehörten? Aber auch für das Christenthum selbst war dies Martyrium bedenklich. Denn wenn Märtyrerthum wirklich für jeden Voll-Christen unerläßliche Bedingung wäre, wo sollte da eine gesunde Tradition besonnene Christen-Lehre überhaupt nur je sich bilden? Der Grundsatz: jeder Christ ein Märtyrer! er hat Sinn allein in der Zeit der Wiederkunft Christi in der Zeit des Weltenbrandes.

Aber, was noch weit schlimmer, das Volk gewöhnte sich mehr und mehr, nicht auf die Ueberlieferung der Apostel und die heilige Schrift, die es nicht lesen konnte, sondern nur noch auf die Rathschläge ihrer Bekenner und Märtyrer zu hören. Was einem Blutzeugen in der Stunde des Todes offenbaret worden, das mußte ja göttliche, ewige, unabänderliche Wahrheit sein. Durch Ausführung solcher unberechenbaren, persönlichen Offenbarungen wurde also der allgemeine Quellen-Charakter der heiligen Schrift täglich frecher verwischt, und alle Disciplin unmöglich gemacht.

Indeß das entartete Märtyrerthum sollte der gesunden christlichen Frömmigkeit noch tiefer in's Mark schneiden. Aus der maßlosen Verehrung der Märtyrer entwickelte sich eine Anschauung von der Reinigungskraft der Bluttaufe, welche das Verdienst Jesu als unseres alleinigen Erlösers frech bei Seite schob. Zugleich mit den Kleidern, so glaubte man, legten die für Christum Sterbenden die Sünde ab. Aber nicht nur erlösten die Märtyrer sich selbst durch ihr eigenes Blut, sondern ihr Gebet und ihre Fürbitte im Anschauen des lebendigen Gottes, sie galt als ganz besonders wirksam und hatte mediatorische Kraft; wer sich einem Bekenner empfohlen hatte, der konnte der Vergebung seiner Sünden von dem Augenblick an gewiß sein, wo jener als Märtyrer zu den Füßen des göttlichen Thrones angelangt war. Was Wunder, daß nach ihrem Tode solche Märtyrer als Heilige und Heilande von dem Volk verehrt, in Noth und Gefahr um Hülfe angerufen, die Erzählungen ihrer Martern wie der schönste Roman verschlungen und in's Unglaubliche umgeschrieben, die Tage ihres Todes als ihre himmlischen Geburtstage regelmäßig im Kalender gefeiert, ihre sterblichen Ueberreste zu allerlei Wunderheilungen verbraucht, über ihren Gräbern Kapellen und Kirchen errichtet, und ihnen Bilder und Statuen als Wohnsitz auf Erden angewiesen wurden, gerade wie ehemals den Halbgöttern der Heiden. —

So sah es aus in dem Lager der Märtyrer-Partei zur Zeit des heiligen Cyprian, eine Partei mächtig durch ihren Einfluß als Partei des Vollchristenthums jener Tage, aber zugleich, wie wir gesehen haben, furchtbar gefährlich und

das Christenthum bis auf sein innerstes Mark zernagend durch die fanatischen Auswüchse, die sich an ihr zeigten.

## II.

Das erkannten die Bischöfe wohl. Und so mußten sie sich vorbereiten auf einen Kampf.

Um ihrer selbst willen, um der Kirche willen, um des Christenthums willen war der Kampf nothwendig geworden. — Treten wir nun in das Lager der Bischöfe hinüber, um Kräfte und Waffen zu mustern, welche sie ihrerseits führen konnten in die Geisterschlacht.

Die Kräfte der Bischöfe schienen in keiner Weise den Vergleich mit denen der Märtyrer auszuhalten. Der altchristlichen Legitimität des Märtyrerthums gegenüber stand der scheinbar zufällige, außerchristliche Ursprung des Episkopats. Ja die Existenz der Bischofsgewalt selbst schien eine laute, dauernde Anklage gegen das allgemeine Priesterthum, wie es doch in den heiligen Schriften geboten war. Nichtsdestoweniger reichen die Ur-Anfänge des Episkopats bis in die ersten Zeiten der apostolischen Kirche zurück.

Es war wenig beachtet worden und in keiner Weise auffallend, daß, wie Pharisäer und Schriftgelehrten, wie Sadducäer und Zöllner, so auch jüdische Aelteste, griechisch Presbyter genannt, zum Glauben an den auferstandenen Messias sich bekehrten. Niemand ahnte, daß die Stunde, wo der erste jüdische Presbyter in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen wurde, die Geburtsstunde jener christlichen Bischofs-Gewalt war, vor der sich beugen sollten alle Fürsten und Gewaltigen der Erde. Im Interesse einer geordneten Armenpflege hatten die Apostel selbst nach Kräften beigetragen, das Presbyteramt nicht nur über die gesammte, selbst aus den Heiden gewonnene Kirche auszudehnen, sondern auch in seinem Ansehen beim christlichen Volke zu empfehlen und dadurch zu erhöhen. Je mehr abschieden, um so enger schlossen sich die übrigbleibenden Apostel als Mitälteste an die Aeltesten der Gemeinde an, so daß der Glanz der Apostel-Würde auf ihre Collegen im Presbyterium mit hinüberstrahlte.

Allein derselbe Umstand, welcher Anfangs die Würde der Presbyter nicht wenig hob, er sollte mit der Zeit ihr ganzes Ansehn in Frage stellen. Hatten sie nur durch die Apostel und mit ihnen bestanden, so schien es mit dem Tode des letzten Apostels auch mit dem Presbyter-Amt aus zu sein. Seitdem war die Macht der Presbyter bald verfallen und Anarchie eingetreten, bald unter energischeren Naturen die Presbyter-Gewalt auf's Höchste angespannt und in Tyrannei ausgeartet. Beides hatte dem Ansehen des Aufseher-Amts geschadet. Das Jahr, wo die Säulen-Apostel, Petrus und Paulus, fielen, führte die Krisis herbei. Von der rührigsten Christen-Gemeinde, der zu Corinth, aus verbreitete sich sofort über die ganze christliche Welt die Frage: soll, Angesichts der nahen Wiederkunft Christi das Aufseher-Amt in der Kirche weiter fortbestehen, und wenn, innerhalb welcher Grenzen?

Da ermannte sich die Christen-Gemeinde in der Hauptstadt der bewohnten Welt, und beauftragte einen ihrer Presbyter, einen apostolischen Mann von gutem Mark und Saft, an die Gemeinde zu Corinth, ein öffentliches Sendschreiben zu richten, worin die Nothwendigkeit einer ununterbrochenen Reihenfolge im Presbyter-Amt behauptet, und aus dem Geist der Apostel wie aus der Lage der Umstände erwiesen wurde. Dieser Brief des heiligen Clemens von Rom, er hat die Kirche vor Anarchie bewahrt: aus Dankbarkeit wurde er mehrere Jahrhunderte grade so wie die Briefe der Apostel in den Gottesdiensten der christlichen Gemeinden vorgelesen und als heilige Schrift angeführt.

Aber nun bereitete sich die Zeit vor, wo aus dem Schooß des Presbyterium's ein neues Amt, das Bischofs-Amt im späteren Sinne, geboren werden sollte. Der geistige Vater des Episkopats im engeren Sinne war Irenaeus, der Bischof von Lyon († 202). Vor ihm waren alle Presbyter amtlich gleich geachtet, alle hießen Aufseher oder Bischöfe. Die leitende Macht war das Collegium. Einen Unterschied im Einfluß brachte wie immer nur der Persönlichkeiten verschiedene Begabung hervor. In den Sitzungen befolgte man, wie bei den Wahlen zum Presbyterium, das Princip der Glaubens-Anciennetät. Der im Glauben älteste mußte den Aposteln der Zeit nach am nächsten gestanden haben, und konnte am leichtesten helfen, die apostolische Ueberlieferung festzusetzen. Wer zuerst getauft war, hatte darum auch im Presbyterium den ersten Platz: unter etwa zugleich Getauften entschieden die Lebensjahre oder das Loos. Kurz zur ersten Stelle, zum Vorsitz im Presbyterium, wurde man nicht gewählt, sondern rückte kraft seines Alters langsam vor.

Dank dem Irenaeus wurde nun aber für den Vorsitz im Presbyterium das Wahl-Princip angewandt. Dies Wahl-Princip, das den eigentlichen Episkopat erzeugte, es hatte eine ganz andere Fruchtbarkeit als das alt-presbyteriale. Irenaeus bewährte seinen scharfen Blick und seinen praktischen Takt, indem er es der Kirche anempfahl. Je häufiger die Gemeinde die Klügsten, Begabtesten, Thatkräftigsten von allen Presbytern an ihrer Spitze sah, um so lieber vertraute sie diesen die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten für die nun immer wichtiger werdenden Synoden an. Bald gewöhnte man sich in allen wesentlichen Dingen die Initiative vom ersten Presbyter zu erwarten: der erste Priester wurde zum Gesetzgeber der gesammten Gemeinde. Die Bischöfe selbst aber, dem Principe, das sie schuf getreu und fortwährend den veränderten Umständen Rechnung tragend, machten es sich, mehr oder minder bewußt, zur Aufgabe, Verordnungen zu treffen, die dem armen Christenvolk Erleichterung, Trost und Hülfe verschafften.

Der Bischof von Carthago war der erste, welcher auch den Ehebrechern nach öffentlicher Buße Vergebung der Sünden und Wiederaufnahme in die Kirche bewilligte. Der Bischof von Rom dehnte diese Indulgenz auf alle Gefallenen aus. Bald ahmten ihr Beispiel die andern Bischöfe der katholischen Kirche nach. Das Volk jauchzte der milderen Praxis zu. Die alte Strenge wurde als sektirerisch gebrandmarkt. Die Gabe der Sündenvergebung schien das Vorrecht des

Bischofs geworden zu sein. So schwoll die Bischofsgewalt täglich mächtiger an. Das Geheimniß ihrer Kraft war die Liebe, mit der sie das Interesse der großen Menge wahrnahmen, und jene Weltklugheit, welche, allen Formen gleich freundlich, den Umständen immer Rechnung trug. So schließen die Bischöfe bald aus Rücksicht auf das Presbyterium einen Menschen aus der Kirche aus, den sie sonst noch länger auf Besserung getragen hätten; bald wieder, wo die Priester ihr Lehr-Vorrecht einseitig betonen, gestatten sie ausdrücklich jedwedem Laien in eines Bischofs Gegenwart zu predigen; bald erheben sie willige Bekenner und gehorsame Märtyrer bis in den dritten Himmel; bald endlich, angesichts der natürlichen Trägheit der Gemeinden zu freiwilligem Dienst der Liebe, schaffen sie neue, den Diakonen untergeordnete klerikale Aemter. Ueberhaupt hoben sie systematisch das von den Presbytern gering geachtete Amt der Diakonen, weil nichts so sehr dienen mußte die einst allmächtige Wirksamkeit der Presbyter lahm zu legen. Die Diakonen, jetzt an der Spitze zahlreicher Untergebenen, sie werden nun die Augen, Ohren und Hände des Bischofs. Alles, was an den Bischof gerichtet ist, muß fortan durch die Diakonen gehen; was vom Bischof kommt, durch die Diakonen ins Werk gesetzt werden. Durch Begünstigung der kirchlichen Demokratie drücken die Bischöfe die aristokratische Presbyterialgewalt herab, und erhöhen zugleich durch die Schöpfung zahlreicher Unterämter, ihre eigene monarchische Stellung über dem Volk.

Es liegt auf der Hand, daß auch die unausgesetzten Beziehungen zum römischen Kaiserhofe keiner christlichen Partei so sehr zu Statten kommen mußten, als der Partei der Bischöfe. Die Bischöfe, als Repräsentanten der Gemeine, werden von den Kaisern gerufen und befragt; die Bischöfe, als Repräsentanten der Gemeinde, von den Kaisern eingekerkert und verfolgt; die Bischöfe, als Repräsentanten der Gemeinde, bringen von den Kaisern die Duldungs-Dekrete zurück. Bald zeigte sich, daß es der Imperatoren und der Bischöfe gemeinsames Interesse war, das monarchische Princip als von Gott geboten, darzustellen. Aristokratie und hauptlose Demokratie waren beiden gleich feind. Schon früher hatte man den Bischof als Stellvertreter Petri, des obersten Apostels, angesehen. Jetzt heißt es, der Bischof sei der Stellvertreter Christi, oder gar Gottes selbst. Bald übernimmt er noch die Vermittelung zwischen Gott und dem Volk; bald übergiebt er diese Vermittelung seinen Diakonen und regiert von seinem Bischofsthron die christliche Welt seines Sprengels. Dies die Analogie mit der Macht der Cäsaren. Aber dieser Vergleich sollte noch einen Schritt weiter führen. Schon hundert Jahre vor Constantin, im Anfang des dritten Jahrhunderts, finden wir, wenn auch noch versteckt und vereinzelt, die Behauptung, die Bischofsgewalt überrage auch die Kaisergewalt: Denn wer ein Bischofs-Amt begehrt, der begehre das köstlichste Ding, das es auf Erden gebe. Um mit diesen Anschauungen im Volke schneller Eingang zu gewinnen, legte man solche Aussprüche apostolischen Männern in den Mund. So entstanden die Pseudo-Clementinen und Pseudo-Ignatianen.

Unter solchen Einflüssen hob sich vom trägen Volke der Klerus immer mehr ab. Jeder Kleriker, so glaubte man bald, müßte als solcher selig werden. Um wie viel mehr vergötterte man den Bischof, der den gesammten Klerus regiert. Alles, was man im Interesse des Bischofs that, wenn auch biblisch noch so zweifelhaft, war recht und gut; alles, was man ohne Wissen oder gar gegen den Willen des Bischofs that, wenn auch biblisch noch so empfohlen, war böse und verrucht. Solch verhängnißvollen Glauben ließen sich die meisten Bischöfe willkommen sein. Ja manche gingen noch einen Schritt weiter. In überhebendem Wahnsinn stellten sie den Satz auf, dem Bischof sei Alles erlaubt, er stehe unter keinem menschlichen Richter, und dürfe niemals seiner Stelle entsetzt werden, auch wenn er sich offenbarer Todsünden hatte schuldig gemacht. Es bedarf keines Wortes, wie sehr dies übermüthige Gebahren der Bischofspartei dem in's Angesicht schlug, der der einzige Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, und wie ein solches Pochen auf die Gewalt die Moral des Christenvolks zerfressen und das ganze Christenthum verweltlichen mußte. — —

So sah es aus in beiden Lagern. Die fürsorgende Frömmigkeit der Bischofspartei wie die opferfreudige Frömmigkeit der Märtyrerpartei, sie waren beide mit selbstsüchtig eitlem Wesen durchdrungen, und so bis auf ihre Wurzeln vergiftet worden. Aber Gott wußte Rath. In der Gluthitze eines entscheidenden Kampfes sollten die unreinen Schlaken sich vom Golde sondern. — Freilich immer nur bis zu einem gewissen Grade. Denn so lange der Mensch Mensch ist, bleibt seine Frömmigkeit unvollkommen, und die Geschichte der Frömmigkeit geht weiter zu neuem Kampf und zu neuer Entscheidung. — Doch wir eilen zum Schlachtfeld, um nun die Schlacht selbst mit anzusehen.

## III.

Hatte die Bischofspartei ihren ersten großen Sieg zu Rom erfochten durch den heiligen Clemens, ihren zweiten zu Lyon durch den heiligen Irenaeus gewonnen, so sollte die dritte Schlacht, in welcher ihre Existenz in Frage kam, zu Carthago durch den heiligen Cyprian entschieden werden. Carthago, die römische Colonie, unter Augustus südwärts von dem verfluchten Boden der punischen Stadt gegründet, hatte sich schnell und mächtig erhoben. Ende des dritten Jahrhunderts, in dessen ersten Jahrzehnten sie das italienische Bürgerrecht erwarb, erreichte sie den Höhepunkt ihrer Blüthe und ihres Glanzes. Um die Mitte jenes Jahrhunderts, zur Zeit, die wir behandeln, war sie schon die erste Stadt des prokonsularischen Afrika. Durch Cyprian sollte sie nun die erste der Christenheit werden.

Hatte doch schon vorher der Bischofs-Sitz von Carthago den größten Sprengel. Dem Primat zu Rom z. B. gehorchten damals nur 188; dem Primat Carthago's waren 416 Bischöfe unterthan. Ueberdies waren in keiner Stadt des Abendlandes so häufige und so ausgedehnte Synoden gehalten worden. Von Carthago aus bedeckte auch Tertulian's Schatten noch immer den größeren Theil der occidentalischen Christenheit. Dazu kam, daß, so lange man eines bleibenden

lokalen Mittelpunktes entbehrte, die Rathsuchenden aller Gegenden dorthin zogen, wo die bedeutendsten Personen standen. Nun war aber der bedeutendste christliche Mann um die Mitte des dritten Jahrhunderts Cyprian, der damalige Bischof von Carthago. So finden wir denn in Carthago damals die Bischöfe aus Klein-Asien, Alexandrien, Griechenland, Italien, Frankreich und Spanien schriftlich oder persönlich gegenwärtig, so oft, bei wichtigen Angelegenheiten, die Entscheidung im Sinne der Apostel und des reinen Evangeliums zweifelhaft erschien. Kein Wunder, daß auch der Kampf zwischen Märtyrerthum und Bischofsgewalt von Carthago aus entschieden wurde.

Thascius Caecilius Cyprianus, der Schiedsherr in diesem Kampfe, hatte zu Carthago als heidnischer, wegen seiner Beredtsamkeit gefeierter Rechtsgelehrter aus Irrthum den Sünden gefröhnt. Durch einen Presbyter und späteren Märtyrer Caecilius für die christliche Wahrheit gewonnen, verkaufte er noch als der Kirche Lehrling (Katechumen) alle seine Güter und Reichthümer, vertheilte sie unter die Armen der Gemeinde und zeichnete sich unter den Gläubigen durch einen streng christlichen Wandel und bedeutende Geistesgaben so vortheilhaft aus, daß er schon im Jahr 246, bald nach seiner Taufe, zum Diakon, 247 zum Presbyter und 248, unter allgemeinem Beifall des christlichen Volks von Carthago zum Bischof gewählt wurde. Cyprian hielt sich einer so hohen Aufgabe nicht für gewachsen; er weigerte sich den Bischofsthron zu besteigen, um so mehr, als von den Presbytern 5 ihm ihre Stimme versagt hatten. Indeß dem stürmischen Wunsche der Gemeinde kamen Visionen, die ihm selbst zu Theil wurden, zu Hülfe; und Cyprian gab nach. — Carthago hatte einen Bischof gewonnen, wie er sein muß: einen Mann, der Tag und Nacht auf den Knieen rang im Gebet für das Heil seiner Heerde; dem kein Kerker zu tief oder zu schmutzig war, um nicht die darin schmachtenden Christen zu besuchen und aufzurichten; der in der furchtbar wüthenden Pest, allen Christen voranging in Rettermuth, und täglich, stündlich sein Leben auf's Spiel setzte, um die armen verlassenen Pestkranken, der Christen, wie der Heiden zu pflegen; der, wo er von Christennoth hörte, sofort selbst überreichlich gab und sich an die Spitze milder Sammlungen stellte, wie z. B. einst zur Loskaufung der von Barbaren gefangenen Christen; der die Presbyter immer seine Mitpriester, seine theuren Collegen in dem Herrn, nannte; sich bei ihnen und beim gesammten Klerus bestens entschuldigt, wo er etwa, in der allgemeinen Bedrängniß, ein klerikales Amt besetzt hat, ohne den Klerus zu fragen; der bei all solchen Besetzungen immer nur Leute auswählt, meist Märtyrer und Bekenner, für welche die allgemeine Stimme schon lange zuvor eine besondere Auszeichnung verlangt hatte; der bei aller Milde, Leutseligkeit und Demuth in den eigenen Angelegenheiten doch eine eiserne Entschiedenheit in den großen Kirchensachen zeigt; der, wo er gefehlt, seine Fehler aufrichtig bereut, und vor Gott und seiner Kirche offen zu bekennen keinen Anstand trägt; wo er sich aber im Rechten weiß, die ganze Welt nicht scheut, nach dem

Spruch „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Das war Cyprian, der neue Bischof von Carthago.

Aber noch hatte er kein Jahr der Leitung seiner Gemeinde gewidmet, als auf Befehl des Kaisers Decius jene grimmige Verfolgung losbrach, von der wir oben geredet haben. Jeden Abend forderte das heidnische Volk im Cirkus, lauter und lauter, den Christen-Bischof Cyprian, „zu den Löwen." — Der Bischof ergriff die Flucht.

Bis dahin war Cyprian aller Märtyrer Freund. Durch die Flucht hatte er mit dieser so einflußreichen Partei, wie es schien, für immer es verdorben. Während täglich einfache Laien, Handwerker, Greise, Jungfrauen und Kinder schaarenweis jede Marter muthig trugen, kam es immer häufiger vor, daß die Fürsten des Christenvolks, die Bischöfe, auch die besten unter ihnen, das Heil in der Flucht suchten und ihre Heerde verließen. Das erhob die Märtyrer, als die Partei der Vollchristen, auch über die einzige bis dahin ihnen ebenbürtige Partei, über die Partei der Bischofsgewalt. Durch die Flucht Cyprian's, des ersten Bischofs seiner Zeit, schienen die Bischöfe den Märtyrern freiwillig das Feld zu räumen. — Und dennoch handelte der Bischof von Carthago, gleichwie seine fliehenden Amtsbrüder, mit gutem Gewissen und aus voller Ueberzeugung. Er folgte den flehentlichen Bitten seiner zahlreichen Freunde; er folgte dem Willen Gottes, wie er ihm wieder in besonderen Visionen kund ward; er folgte, und dies ist das Wichtigste, den Vorschriften des geschriebenen göttlichen Worts. Aus seinem Versteck führte er fest und sicher weiter die Zügel der christlichen Gemeinde. Aber auch die Märtyrer sollten im Haus, im Kerker wie im Gottesdienst die Nähe fühlen dieses großen Bischofs, der selber, sobald seine Stunde gekommen, eine der schönsten Märtyrerkronen errang. Denn siehe! jene Riesengestalt, welche die ganze katholische Kirche der Einst-Zeit in sich schloß, sie trat bei verriegelten Thüren mit dem aufgeschlagenen Gottes-Wort in der Hand, unsichtbar sichtbar mitten in das Lager der Märtyrer und Bekenner hinein, und rief ihnen mit Posaunenstimme in's Gewissen, daß ihr Vorbild und Meister Jesus Christus wie alle heiligen Apostel keinem Gläubigen gestatten, sich selber in den Tod zu stürzen, nicht gestatten vor seinen Feinden und den Feinden Gottes sich selber anzuklagen; nicht gestatten den Märtyrerkelch zu trinken, so lange es anders möglich ist; und daß nur wo er zu leiden gezwungen werde, kein Christ zögern dürfe, für seine eigenen Sünden zu sterben und den auch noch mit dem letzten Blutstropfen zu bekennen, der durch seinen Tod uns die ewige Seligkeit erworben hat. Indem er mit den Strömen der ihm angeborenen Beredsamkeit das unreine Feuer der Schwärmerei auszulöschen unternimmt, schürt er, als Priester des wahren Gottes, das Feuer der reinen Opferliebe desto mächtiger an. Das Märtyrerthum bleibt ihm Ideal, aber nicht das selbst gewählte, sondern das von Gott verordnete. „Oh könnte ich, dem es vergönnt ist, durch Gottes Gunst den Gläubigen die erste Taufe zu geben, könnte ich durch meinen Schlachtruf jeden einzelnen Streiter Christi vorbereiten zu jener Bluttaufe, die an Gnaden reicher, an Tugend höher, an Ehren köstlicher

pranget, einer Taufe, mit der die Engel taufen, einer Taufe, über die Gott und sein Gesalbter frohlocken, einer Taufe, nach welcher niemand mehr sündigt, einer Taufe, welche unsres Glauben's Wachsthum vollendet, einer Taufe, welche uns bei unserm Abschied aus der Welt sofort vereinigt mit Gott." Durch diese im Geiste wahrer Frömmigkeit verfaßte Mahnschrift zog er alle besonnenen Elemente der Märtyrerpartei in das bischöfliche Lager herüber. Des Bischofs Vertheidigung gegen die Märtyrer war zum Angriff geworden; nach Art der Parther, hatte er einen Sieg davongetragen durch die Flucht.

Freilich war dies erste Scharmützel in keiner Weise entscheidend. Unbeweglich stand noch zur Vertheidigung ihrer Position gegen jedweden mit Todesmuth gerüstet die Märtyrer-Elite da: jene eisernen Naturen, welche im Kampf gegen die ganze Hölle sich gestählt hatten bis zum Dulden des Unmöglichen, und sich lange abgewöhnt, zu zittern vor irgend einer Macht der Welt. Die Decische Verfolgung wüthete weiter. Und die Verfolgung war ihr Element. Je mehr Schwache verleugneten und fielen, um so heller strahlte der Stehenden, der Bekenner, der Sterbenden Ruhm. Von früh bis Abend waren die Kerker der Märtyrer umlagert mit gefallenen Christen, welche, ihre Ketten küssend, die christlichen Helden flehentlich um ihre Fürsprache im Himmel und um einen Schein ersuchten, daß sie in den Frieden, den nur die Kirche giebt, zurückkehren könnten. Früher hatten, bei ähnlichen Gelegenheiten, die Diakonen, welche den Bekennern das heilige Abendmahl in die Kerker brachten, den guten Willen der beschränkten Leute geleitet und ihre ungestüme Begierde, Gnaden mitzutheilen, nach den Gesetzen der heiligen Schrift geordnet und eingeschränkt. Jetzt, in der Decischen Verfolgung, wurde dem Klerus der Zugang zu den Gefängnissen außerordentlich erschwert. So geschah es denn, daß die Bekenner, sich selbst überlassen, theils aus erbarmender Liebe, theils aus selbstsüchtiger Eitelkeit, an das Christenvolk tausende von solchen Friedensscheinen täglich vertheilten. Cyprian ermahnte die Bekenner aus seinem Versteck, die Vorsicht und Bescheidenheit ihrer Vorgänger im Märtyrerthum nachzuahmen, und nach dem Evangelium die Sünden und die Reue der Bittsteller sorgsam zu prüfen. Umsonst! Jemehr das Volk sich nach ihrer Sündenvergebung drängte, um so maßloser stiegen ihre Ansprüche. Nicht nur, daß sie die Prüfung der Petenten oft ganz bei Seite ließen und sich um ihre Buße nicht kümmerten, sondern sie bewilligten sogar Scheine ohne Nennung des Namens: „der Ueberbringer möge Theil haben am Kirchenfrieden, er mit all den Seinen." Da konnte ein solcher nun 20, 30 als die Seinen sich zugesellen, und für alle beanspruchen, im Namen des Märtyrers in die Kirche wieder aufgenommen zu werden. Man fing an, die Zugehörigkeit zu solchem Collektiv-Friedensschein für Geld zu erkaufen.

Mit diesem Ablaß-Engros-Handel hatte die Märtyrer-Arroganz ihren Höhepunkt erreicht. Jetzt erst lag vor aller Augen zu Tage das große, geistige Gebiet, um dessen Gewinnung die gewaltige Geisterschlacht geschlagen werden mußte. Es war das heiligste Gebiet, was es überhaupt für einen Christen giebt: das

Gebiet der Sündenvergebung. Das freilich war unter allen Parteien ausgemacht, daß der eigentliche Sündenvergeber Christus ist, und Christus allein. Aber wer ist sein Stellvertreter auf Erden? Die einen sagten der Klerus, die andern die Märtyrer. Daß es jeder Gläubige sei, diese biblische Lehre war lange in den Hintergrund getreten. Der Voll-Christen waren ja so wenige übrig, daß es der großen Mehrzahl gar nicht in den Sinn kam, ein Recht der Sünden-Vergebung zu gebrauchen. Dieser allgemeinen Nachgiebigkeit gegenüber erschien die Forderung der Märtyrer als eine unsinnige Ueberhebung. War es doch, seitdem es in der Kirche einen eigentlichen Klerus gab, unerhört, daß einfache Laien, wenn auch Bekenner und Märtyrer, sich unterstanden, ohne Rücksprache mit dem Bischof, die Sünden zu vergeben, ja über den Kirchenfrieden zu schalten und zu walten, als ob das ihre Sache sei. Ginge dies durch, so wäre das der Anfang einer verwegenen Anarchie. Darum nannten die Bischöfe das hochmüthige Gebahren der Märtyrer nicht nur ein Antasten ihres heiligsten Vorrechts, sondern geradezu einen Frevel gegen Christum, der die Bischöfe selber eingesetzt und durch ihren Mund zur Gemeinde rede. Aber wie die Bischöfe aller Orten, so erhob sich auch der gesammte Klerus wie Ein Mann; von allen Seiten tönte der Märtyrer-Partei der strafende Ruf entgegen, daß nicht die Märtyrer das Evangelium, sondern das Evangelium die Märtyrer mache. Fortan erkannte Cyprian keinen einzigen Friedensschein der Märtyrer an. Die Gefallenen sollten sämmtlich aus der Kirche ausgeschieden bleiben, bis ruhigere Zeiten erlaubten, ihre Sache ordentlich zu untersuchen. Wer von den Gefallenen so lange nicht warten kann, der mag sich die Märtyrer-Krone erringen.

Was halfen nun die vielleicht theuer erkauften Friedensscheine, da die Kirche die von Laien zugesagte Sünden-Vergebung für null und nichtig erklärte! Oder welches Mittel stand den Märtyrern zu Gebot, um ihrem himmlischen Willen in der Kirche dieser Erde Geltung zu verschaffen? Wie wollten sie die Priester zwingen, den durch sie Begnadigten das heilige Abendmahl zu reichen? Es schien als müßte die Märtyrer-Partei schleunig die Waffen strecken und sich nun selber den Kirchenbußen unterwerfen, welche die Bischöfe über sie als über widerspenstige Knechte von ihrem Throne aus verhängen würden. Wie den Bischöfen die Flucht in Sieg, so war den Märtyrern der kühne Angriff auf ein fremdes Gebiet in Niederlage umgeschlagen. —

Doch nun trat ein neuer Umstand ein. Bei der großen Sommerhitze des afrikanischen Bodens erzeugten sich zahlreiche Krankheiten. Auch von den gefallenen Christen erlagen viele dem Fieber und der Pest. Diese Armen mußten nun sterben ohne den Trost der Sünden-Vergebung. Die Bischöfe wollten es so. Und doch hatten jenen die Märtyrer bei Christo schon den Kirchenfrieden erwirkt. Dennoch blieb ihnen die Kirche verschlossen. Das Geschrei gegen die Härte der Bischöfe wurde lauter und lauter. Die Stimmung im christlichen Volke stand im Begriff sich zu wenden. Cyprian erkannte es, und gab von seinem Versteck aus das Signal zum Rückzuge. Wer von den Gefallnen auf dem Todbett

nach der Communion sich sehnte, dem sollte, falls er von den Märtyrern einen Friedensschein aufweisen könnte, das Abendmahl durch die Diener der Kirche gereicht werden.

Die Märtyrer frohlockten. Der Sieg über die Bischofsgewalt war ihnen um so willkommner, als er unerwartet kam. Die Bischofspartei hatte sich schwach gezeigt: da war Hoffnung vorhanden, daß sie ganz unterliegen würde. — Cyprian seinerseits war des Waffenstillstands froh. Im Herzen scheute er selber die Märtyrerpartei. War doch auch ihm Märtyrerthum und Vollchristenthum dasselbe. Er hätte sie viel lieber zu Freunden gehabt, als zu Gegnern. Cyprian versäumte keine Gelegenheit, um zu erklären, daß er sich freue, wie schön die Märtyrer die Kirche zieren und blutige Rosen in den weißen Lilienkranz der unschuldigen Braut Jesu flechten: ja er nahm keinen Anstand, die besonnenen Märtyrer, als die Krone der gesammten Christenheit, hoch über sich selbst zu stellen.

Unterdessen hatte die Verfolgung nachgelassen. Die Zeit war zu benutzen. Cyprian hoffte das Osterfest des Jahres 251 wieder im Schooße seiner lieben Gemeinde feiern zu können. Vorauf sandte er, als Wegebereiter, zwei Bischöfe und zwei Bekenner-Presbyter mit dem Auftrag, aus der Kirchenkasse sowohl den Armen und Kranken der Gemeinde das Nöthige darzureichen, als auch kleinen Handwerkern nach Bedarf aufzuhelfen; dabei aber empfahl er ihnen, ein Verzeichniß sämmtlicher Hülfsbedürftigen nach Alter, Stand und Sitten anzufertigen, damit die unter ihnen während der Verfolgung durch Sanftmuth und Demuth Ausgezeichneten zu Kirchenämtern könnten befördert werden. Gelang es so dem Cyprian, alle Hülfsbedürftigen der Gemeinde auf seiner Seite zu haben, dann ruhte, das wußte er, seine Bischofsgewalt wieder auf breiter, sicherer Grundlage.

Auch die Märtyrerpartei begriff das wohl. Darum durfte sie es dahin nicht kommen lassen. Sie sah sich nach Bundesgenossen gegen den klugen Bischof um. Da waren nun jene unzufriedenen fünf Presbyter, welche schon bei der Bischofswahl dem Cyprian ihre Stimme versagt hatten. Ihnen kam eine solche Aufforderung der Märtyrer-Partei höchst willkommen. Hatten sie doch schon vorher von dem Streit des Bischofs mit den Märtyrern ihren Nutzen gezogen: während Cyprian in seinem Versteck mit dem Bekennertrotz vollauf zu thun fand und die Decische Verfolgung die Aufmerksamkeit der Gemeinde ablenkte, hatte einer dieser Fünf, Novatus, ein geborner Ruhestörer und geschworner Feind aller Bischofsgewalt, seinen Traum von alter Presbyterherrlichkeit wenigstens darin zu verwirklichen gewußt, daß er, ohne sich um Cyprian zu bekümmern, einen Diakon, den Felicissimus, eingesetzt hatte. Auch Felicissimus gehörte der Partei an, welche die einheitliche Spitze in der Kirche für unnütz oder gar für schädlich hielt. Darum verweigerte er der Armenkommission des Bischofs die Schlüssel zu dem Theil der Kirchenkasse, welcher ihm anvertraut war. Er bedürfe keiner besondern bischöflichen Vorschriften, wie er

für die Kirchenarmen zu sorgen habe. Ja er ging so weit, diejenigen Armen, welche von den bischöflichen Commissaren Geld annehmen würden, mit Excommunication öffentlich zu bedrohen. — Die Märtyrer konnten keine gelehrigeren Werkzeuge für ihre Zwecke wünschen, als diese dissentirenden Presbyter mit ihrem selbstgeschaffenen Diakon. Auf ein bloßes Bekenntniß hin, ohne irgend eine Bußprüfung, bewilligte Felicissimus jedwedem Gefallenen die Kirchengemeinschaft, der von einem Märtyrer oder Bekenner einen Schein aufwies. Um den Felicissimus sammelte sich die ganze Hefe der in Todsünde verfallenen Christen, und freuten sich unter seinem Schutze der Anarchie, die ihnen alles erlaubte. Und doch fiel auch auf diese etwas zurück von dem Märtyrer-Glanz. — Das Beispiel einer solchen Coalition der Vollchristen mit der alten Presbyter-Partei war für beide Theile zu verführerisch, um nicht in dem ganzen prokonsularischen Afrika, in Italien, Egypten und Kleinasien Nachahmung zu finden. Ueberall stürmte die blinde Menge der Gefallenen reuelos gegen die Bischöfe an, Sündenvergebung als ihr Recht fordernd, nicht mehr als Gunst erbittend. Und hinter ihr stand, mit dem Schild sie deckend, die gelichtete Schaar jener alten Presbyter, welche sich in die neue Zeit nicht finden konnten; und, ihre Forderungen unterstützend, mit gezücktem Schwert die in eins zusammengewachsene sieggewohnte Truppe entzückter Märtyrer. — Schwache Bischöfe schwankten und gaben nach. Das stärkte die Coalitionspartei in der Hoffnung, daß es nicht mehr so lange hin sei, bis sie den jungen Gott der Erde, wie seine Anhänger den Bischof nannten, in seinen Himmel zurück getrieben haben würden. —

Unter solchen Verhältnissen mußte Cyprian von seinem heißen Wunsch, schon das Osterfest 251 in seiner lieben Gemeinde zu feiern, Abstand nehmen. Seine Besänftigungsmaßregel hatte das Leiden nur akut gemacht. — Im Grunde freute er sich der Beschleunigung der Krise, die er nicht gewollt. Jetzt galt es, energische Mittel zu ergreifen, um die Krankheit gründlich zu heilen. Und dazu war Cyprian ganz der Mann.

Gleich nach Ostern beruft er eine Synode des prokonsularischen Afrika. Solch eine Provinzial-Synode war im 3. Jahrhundert der oberste christliche Gerichtshof. Und die Berufung der Afrikanischen Synode stand dem Bischof von Carthago zu. An der Spitze des Gott geweihten Heers der afrikanischen Bischöfe feiert er seine Rückkehr in die geliebte Gemeinde. Mit niedergeschlagenen Augen bei der Nacht einschleichend war des geflüchteten Bischofs Wiederkunft von der Märtyrerpartei erwartet worden: fast wie ein Gefallener würde er vor ihrem Tribunal erscheinen und von ihren Offenbarungen seine Rehabilitirung abhängig machen müssen. Nun aber thront vor ihren erstaunten Augen inmitten seiner treuen Gemeinde der Bischof von Carthago, als das Haupt und die Seele der gesammten afrikanischen Kirche, umgeben wie mit einer unübersteiglichen Mauer von Hunderten von Bischöfen, von Tausenden aus den Presbytern und dem übrigen Klerus, von andern Tausenden aus der Schaar der besonnenen Bekenner und von der unabsehbaren Menge des christlichen, keines Falls bezüchtigten, oder wieder

versöhnten Volks. Und unsichtbar, eine andere Wolke von Zeugen, lauschen seinem Rathe alle Bischöfe jenseits des Meer's.

Im Kampf mit der bösen Welt und den Gewalten der Finsterniß überstieg der Muth der Märtyrerpartei alle Grenzen des Denkbaren. Hier aber stand ihnen gegenüber ein compaktes, wohl organisirtes Heer von — Christen. Wo sollten sie die Waffen hernehmen, dies zu bekämpfen? — Auch die fünf abtrünnigen Presbyter waren auf der Synode erschienen, gefolgt von ihrem Diakon. Sie trugen ihre Sache vor, sie wurden angehört, und — von der übrigen Gesammtheit einstimmig verdammt. Das Urtheil lautete auf Ausschluß aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche, so lange bis sie Kirchen-Buße gethan haben würden. Aber auch in Sachen der Gefallenen sollte die Synode endgültig entscheiden. Sie beschloß, der neueren Milde wie der alten Strenge Rechnung tragend, daß alle, welche längere Proben aufrichtiger Buße gegeben hätten, nach öffentlicher Abbitte, durch Handauflegung von Seiten des Bischofs und des gesammten Klerus in den Frieden der Kirche wieder aufzunehmen seien. Die Bekehrung auf dem Todbett aber wurde als eine unfreiwillige, und darum ungenügende verworfen.

Die entscheidende Schlacht schien geschlagen. Gegen die Coalition der Altpresbyterialen mit der Märtyrerpartei hatte die Bischofsgewalt einen glänzenden Sieg davongetragen. Von allen Seiten kamen Glückwunschschreiben bei dem Bischof von Carthago an. Die alte aus dem allgemeinen Priesterthum erwachsene Freiheit, seitdem sie sich in die Verbindung mit selbstischen, unreinen und fanatischen Elementen eingelassen hatte, mit jedem Jahrzehnt schwächer geworden, jetzt schien sie für alle Zeiten begraben. Aber noch immer glaubten ihre Freunde an die Möglichkeit einer baldigen Auferstehung. In einem letzten Versuch wollten sie alle ihre Kräfte aufbieten, um das junge, noch wenig gleichförmige Episkopat in sich zu spalten und so zu überwinden.

Kaum war die Coalitionspartei förmlich excommunicirt, als sie die zerstreuten Truppen wieder sammelte. Noch einmal erkühnte sie sich, in den alten Kampf zu rücken, aber unter neuen Führern. Die Synode war verabschiedet. Täglich reisten die fremden Bischöfe ab. Es wurde immer leerer um den Bischof von Carthago. Endlich schien Cyprian allein noch zu bekämpfen. Der große Bann ist eine gefährliche Waffe! Durch die Excommunikation hatten die abtrünnigen Presbyter die vollste Freiheit der Bewegung wieder gewonnen; Cyprian aber in seiner Gemeinde neben den alten eine neue Sekte sich geschaffen, die um so fürchterlicher war, weil sie genau wußte, worin die Kraft der Kirche bestand. Bischof gegen Bischof, das wurde nun das Loosungswort der Freiheitspartei. So sehr lag die Bischofsgewalt im Sinne der Zeit, daß auch die Alt-Presbyterialen nur noch unter einem Bischof auf Siege hoffen konnten! — Nach Bischöfen suchten nun auch die excommunicirten Presbyter zu Carthago, nach Bischöfen, die sich ihnen anschlössen und ihnen zu Willen wären, seien sie auch ebenfalls Gebannte oder gar langjährige Ketzer. Es gelang der Partei des

Felicissimus, aus ganz Afrika 25 dergleichen Geächtete aufzubringen, und nun wählte sie aus ihrer Mitte einen Gegenbischof in der Person des Fortunatus.

Eine andere Bewegung schloß sich dem an: von zwei Seiten zugleich sollte der neue Angriff auf die kirchliche Bischofsgewalt erfolgen. Wenn man sie so in die Mitte nähme, hoffte man, sie zu zermalmen.

Indem nämlich die Synode, Cyprian an der Spitze, sich den Gefallenen gegenüber für eine mildere Praxis entschied, hatte man auch die strenge Sittenzucht-Partei, der bis dahin Cyprian von Herzen angehörte, in ihrem christlichen Gewissen gekränkt. Unzufrieden mit seinem hochmüthigen Diakon Felicissimus, dem Patron der Räuber, Mörder und Ehebrecher, war der Presbyter Novatus auf die Seite der alten Disciplin getreten. Unter seiner Leitung wählten nun auch die Strengen einen Gegenbischof, in der Person des Maximus.

Beide gegnerische Parteien, nur in dem Haß des kirchlichen Bischofs einig, knüpften nun durch die ganze christliche Welt Verbindungen mit Gesinnungsgenossen an. Die Stimmen der kirchlichen Bischöfe waren getheilt. Eine große Zahl schwankte, darunter der Bischof von Rom.

Das Manoeuvre der Coalition schien vollständig gelungen. Ihr „Theile und siege" hatte die Bischofspartei gesprengt. Mit wehenden Fahnen rückte das Heer der Märtyrer vorwärts, und immer vorwärts durch die Bresche: das Volk schrie Beifall zu, seinen vergötterten Helden: und die Legionen ihrer verklärten Brüder schienen mit flammigen Schwertern ihnen durch die Wolken voranzuziehen, und mit den Palmen zu winken. —

Da, in der Stunde der äußersten Gefahr, in der Stunde, wo es sich handelte, ob die Apostel durch die Bischofsgewalt oder das innere Wort durch die Märtyrer die Kirche Jesu regieren sollte; in dieser verhängnißvollen Stunde warf sich Cyprian auf die Knie in brünstigem Gebet, und, ein anderer Anthens, stand er mit neuer Kraft gerüstet, vom Boden auf. Mit Gott hatte er gerungen, und der Herr versprach dem neuen Israel seinen Segen. Im Geiste hatte er die Entwickelung der Kirche vorausgeschaut, und — die Zukunft war sein. Und Cyprian sprach ein Wort — es war im Jahr 251 — ein Wort, das die größte That ist, die der energische Mann in seinem Leben gethan, ein Wort, das die Bischofsgewalt der Kirche gerettet und sie fester gegründet hat, als irgend eine Macht der Erde, so fest, daß sich schon ein Jahrhundert später die morsche Kaisergewalt daran anlehnen konnte.

Cyprian's Buch „von der Einheit der Kirche", es wird ewig leben, ewig zünden, wo man es liest, weil es zum ersten Male klar und deutlich, aber auch mit göttlicher Begeisterung und Entschiedenheit die Einheit, die Einzigkeit und die Einigkeit der Kirche Gottes statuirt. Cyprian hat die katholische Kirche gegründet, aber nicht jene tridentinische, welche dem Protestantismus ihren Ursprung verdankt, sondern jene heilige, altkatholische Kirche, in welcher die orientalische wie die occidentalische, die tridentinische wie die evangelische Christenheit ihre

gemeinsame Mutter freudig begrüßen. Außer dieser Kirche, so lesen wir bei Cyprian, giebt es kein Heil (extra ecclesiam nulla salus). Diese Kirche Christi ist eine einige und darum allgemeine, eine einzige und darum allein seligmachende, eine einmüthige und darum untheilbare auf der ganzen bewohnten Erde. Sie ward von Gott selber gegründet auf die Bischofs-Gewalt; das ist der Fels Petri, den Christus erkoren hat wider die Pforten der Hölle. Darum ist auch in der gesammten Kirche die Bischofsgewalt eine einige, einzige, einmüthige; aller einzelnen Bischöfe solidarische Einheit. In dem Bischof leidet, in dem Bischof jubelt, in dem Bischof glaubt und bekennt, in dem Bischof liebt und segnet, in dem Bischof tröstet und beseliget die gesammte Kirche. Und wer Christum nicht hören will, der den Bischof eingesetzt, der wird Christum hören müssen, wenn er den Bischof rächt."

Diese Schrift schlug ein. Auf welchem Standpunkt der Lehre oder der Buß-Praxis sie auch standen, alle Bischöfe fühlten sich fortan als eine festgeschlossene, undurchbrechbare Einheit; als Vertreter Christi und Nachfolger des Felsenapostels; als Gott-gesetzte Wächter über die Kirche Jesu; als Beschützer aller christlichen Ordnung und Zucht. Auch wir können nicht läugnen, wie das besonnene demuthsvolle Märtyrerthum des Christen schönster Tod, so ist das treue, den Umständen Rechnung tragende und darin energische Bischofthum das schönste Leben für einen Christen. Was zwischen unsere heutigen Hierarchen, die katholischen wie evangelischen, einerseits und die Bischöfe im Sinne Cyprian's andrerseits eine so gewaltige Kluft eröffnet, das ist, daß die moderne Hierarchie mittelalterlichen Anschauungen und Institutionen um jeden Preis Eingang verschaffen will in die Welt des XIX. Jahrhunderts; während es die Stärke des Cyprianischen Bischofthums war, daß es sich für den heiligen Geist der Zeit freudig zum Organe hergab und eine unabläſſige Reformation der Kirche zum Besten des schmachtenden Volkes durchzusetzen verstanden hat.

Was Cyprian als ideales Faktum hinstellt: es war nothwendiges Bedürfniß seiner Zeit, und darum ist es in Balde durch alle Gemeinden zur schönen Wirklichkeit geworden. Auch von Presbytern, Diakonen und Laien war diese innig warme, besonnene Milde athmende, für Gottes Kirche begeisterte, Opferfreudigkeit sprühende, heilige Demuth mit felsenfester Entschiedenheit paarende, kleine Schrift gelesen, gebilligt, bewundert, gesegnet worden. Die Alt-Presbyterialen hatten allen Boden verloren. Novatus und seine Mitverschworenen ergriffen die Flucht. Ganz Afrika war ihnen zu enge. Bis in das innerste Mark zitterten sie vor dem heiligen Zorn des Bischofs von Carthago. Die dem Bisthum so verderbliche Coalition war auf immer gesprengt.

Die Zukunft gehört Gott: aber unsere Zeit haben wir selbst zu gestalten, das ist der Grundsatz aller echten Propheten gewesen. Darum sah es Cyprian nunmehr für seine höchste Lebensaufgabe an, die abtrünnigen Bekenner der Kirche wieder zu gewinnen. An die Bekenner richtet er die ernstesten und innigsten Seiten seiner Schrift von der Einheit der Kirche. „Bedenkt doch, theure

Männer, daß das Bekenntniß erst der Beginn des Ruhmes ist, nicht aber schon die verdiente Krone selbst. Sehet an den König Salomo, einen König größer, besser und darum Gott theurer, als irgend ein anderer Bekenner war: und dennoch, sobald er des Herrn Weg verlassen, hat er auch verloren die Gnade des Herrn. Sehet an die Apostel, wahrlich, edle Bekenner Gottes: und dennoch aus ihrer Mitte ging ein Judas hervor, der Verräther wird an seinem Meister, weil er sich von der Kirche trennt. Reiße einen Strahl los von der Sonne, eine Theilung duldet des Lichtes Einheit nicht; brich einen Zweig ab vom Baume, der abgebrochene, er wird nicht weiter keimen; von der Quelle schneide ab den Bach: der abgeschnittene wird vertrocknen. So schüttet die lichtdurchgossene Kirche über den ganzen Erdkreis ihre Strahlen aus: aber ein Licht ist es, das überallhin ausgegossen wird und die Einheit des Körpers wird nicht zertheilt; ihre Zweige erstreckt sie in der Fülle ihrer Fruchtbarkeit über alle Lande; ihre reichlich strömenden Bäche sendet sie in die Weite: Dennoch ist ein Haupt und ein Ursprung und eine kinderreiche Mutter: aus ihrem Schooß werden wir geboren, aus ihrer Milch getränket, von ihrem Geiste beseelt. Und ihr nennet euch Märtyrer, die ihr die Kirche verlassen? — —

„Der kann kein Märtyrer sein, der nicht in der Kirche ist: der kann Gott zum Vater nicht haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat. Getödtet kann ein solcher werden, gekrönt nimmermehr. Denn wer sich von seiner Mutter, der Kirche, losreißt, der hat der Liebe nicht: und wenn ich meinen Leib brennen ließe, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Wer sich von der Kirche losreißt, der hat keinen Theil an Christo: denn der untheilbare Christus ist völlig eins mit der Kirche, seiner Braut. Wer sich von der Kirche losreißt, und hieße er ein Märtyrer, der begeht ein schwereres Verbrechen, als jemals die in der Verfolgung Gefallenen begangen haben. Und furchtbar ist es in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Denkt an die Rotte Korah, denkt an Dathan und Abiram: die Aufrührer, lebendig verschlang sie die Erde; denkt an Aarons Söhne, die fremdes Feuer brachten in die Hütte des Stifts: vor dem Blick des rächenden Gottes wurden sie ausgelöscht; denkt an den König Usias, der sich unterstand in das Amt der Priester einzugreifen: der Aussatz befiel ihn noch am Räucher-Altar. Sehet, wer nur immer sich losreißt von den Priestern Gottes, den hat der Gott der Priester zuvor verdammt. Denn so spricht der Herr: wo jemand vermessen handeln würde, daß er nicht gehorcht dem Priester, der in des Herrn, deines Gottes, Amt steht, der soll sterben und sollst den Bösen aus Israel thun (Deut. 17, 12). — Das soll nun nicht gesagt sein, daß die tüchtigen Bekenner darunter leiden, nur die Bösen sind im Stande, von der Kirche getrennt zu leben; und wenn Einiger Glaube zusammenbricht, wird darum der zahlreichen treuen Bekenner Heiligkeit und Würde nicht sofort vermindert. — Wir sind das Licht der Welt, so schloß er, darum wohlan, lassen wir unser Licht leuchten in guten Werken, damit es uns aus der Nacht dieser Welt führe zur ewigen Klarheit des Himmels." — Die Bekenner lasen in

ihrem Kerker und weinten. Diese Männer, welche Folter, Feuer und Eisen nie bewogen haben, eine Miene zu ändern, die konnten sich nicht mehr halten vor Zerknirschung. Die Liebe Gottes hatte ihr Herz erweicht. Massenweise, so wie sie aus den Kerkern und Gefängnissen heimkehrten, stürzten sie, Hand aufs Herz, zu den Füßen des harrenden Bischofs: sie seien getäuscht und verführt worden: sie bäten um den Frieden der Kirche und seien bereit, sich jeder Buße zu unterwerfen, wenn ihnen nur die Mutter, die Kirche, vergeben wolle.

Cyprian strahlte vor Freude. Moralische Siege sind die schönsten der Welt. Durch das moralische Uebergewicht der Bischofsgewalt war die Märtyrer-Partei für immer überwunden. Aber des reuigen Christen Niederlage dient ihm zur Auferstehung. Auch Cyprian erkannte in der Reue der Bekenner den Anfang ihrer Verklärung. Der Bischof hatte die Märtyrer nur besiegt, um sie Christo wieder zu gewinnen. Er nahm die Ueberwundenen mit offenen Armen auf; er drückte sie an sein großes Herz; er kürzte den einen ihre Bußzeit ab, den andern erließ er sie ganz; er krönte mit seinem eigenen Siegeskranze das Haupt der auch als Gegner ihm so theuren Zeugen Jesu. Ja noch mehr! In großer Zahl nahm er die Begnadigten in den so hoch geachteten Klerus auf; wo es anging, betraute er sie sogar mit der Presbyter-Würde. Die anderen Christen aber ermahnte er, diese Helden Gottes gebührend zu ehren und ihrer Führung im Kampfe gegen die Weltmacht Folge zu leisten.

Endlich, als seine Stunde gekommen war, da hielt es der Bischof von Carthago, Afrika's Primas, für seinen höchsten Ruhm, selbst in die Reihen der heiligen Märtyrer eintreten zu dürfen. Nach einer vom Kaiser Valerian über ihn verhängten einjährigen Verbannung nach Curubis, von wo er die Brüder stärkte und den Armen Gelder sandte, wurde Thascius Caecilius Cyprianus als „Feind der Götter Roms und Oberhaupt einer strafbaren Gesellschaft" zum Tode verurtheilt. Mit dem unerschrockensten Bekenntniß vor allem Volk seinen Heiland lobend und Gott dankend, fiel der Bischof-Märtyrer am 14. September 258 zu Carthago inmitten seiner Gemeinde unter dem Schwerte des Henkers. Sein Blut, das Blut des Märtyrer-Bischofs kettete die Märtyrer und die Bischöfe für alle Zeiten innig zusammen. Die Leiter der Kirche und die Streiter Gottes standen fortan immer auf derselben Seite, einig in Christo und kampfgerüstet wider die ganze sündige Welt.

II.

# Margarethe von Navarra

und

# ihr Kreis.

---

Vortrag

gehalten

am 27. März 1863 im Logensaal

zum

Besten des Gustav-Adolph-Vereins.

Die Schlacht von Pavia war geschlagen. Vor den deutschen Landsknechten waren die schon siegestrunkenen Franzosen wie Asche zerstoben. Als sie endlich zur Ruhe kamen, erscholl die Kunde durch die erschrockenen Haufen: der König, ihr tapferer König sei gefangen.

Es war am 24. Februar 1525.

Da Franz I. auf die Bedingungen des Kaisers Carl V. nicht eingehen wollte, so wurde er nach Madrid in den Kerker abgeführt. Dort hundert Fuß unter dem Erdboden, in einem festen Thurme des Stadtwall's, schmachtete er, eingeengt in ein niedriges Gemach, in dem er sich kaum bewegen konnte. Durch ein doppeltes Eisengitter flossen Luft und Licht ihm nur spärlich zu. Der Gram um Frankreich und ein schleichendes Fieber trieben ihn der Verzweiflung in die Arme.

Doch sieh! an der catalonischen Küste ein stolzes Schiff mit französischer Flagge. Es landet in Barcelona, und eine Dame von hohem Wuchs und königlicher Haltung, Anfang der dreißiger Jahre, springt an's Ufer mit einem Freudenschrei. Biderbe Ritter, Räthe und Prälaten, das Schwert an der Linken, und zwanzig Edelfräulein, weiß gekleidet, hoch zu Roß, sie bilden ihr ganzes Gefolge. Aller Augen ruhen auf der Gebieterin. Die Fülle der Glieder umschließt fest ein Gewand von weißem Atlas. Sie trauert um den Gemahl. Ihr blondes üppiges Haupthaar ziert ein kleines rundes Hütchen, von dem zwei lange weiße Federn die leiseste Bewegung melden. Aus dem dunkelblauen, seelenvollen Auge spricht bangende Ungeduld und treue Liebe zugleich. Margarethe ist schön, doppelt schön in ihrer Trauer: und unter der Trauer wacht die leidenschaftliche Gluth.

Im Nu hat sich die Prinzessin in die einfache Sänfte, die am Ufer ihrer harrte, ausgegossen. Die kühnen Begleiter schwingen sich auf's Pferd. Und nun geht's in Eilmärschen vorbei an den spanischen Weingärten, Oliven- und Orangen-Hainen, vorwärts und immer vorwärts auf die königliche Hauptstadt zu. Kaum einmal des Tages, in einem kümmerlichen Gasthof, gönnt sich die Hohe eine flüchtige Rast. Zehn bis zwölf spanische Meilen macht sie in einem Tag. Mahlzeiten verschmäht sie ganz. „Seit meiner Abreise von Aigues mortes, so

schreibt sie, habe ich nur ein einzig Mal zu Abend gespeist." Sie ist es, welche die Führer antreibt zu eilen. Nach vorn gebeugt, schaut sie aus, ob nicht von Madrid her ein Bote nahe. Aus der Ferne mit verhängtem Zügel glaubt sie ihn oft heransprengen zu sehen. Ihre Lippen öffnen sich zu der Frage ihres Herzens: Lebt mein König? Ist er frei? — Aber sie hat sich getäuscht. Ein Strom von Thränen bricht unter ihrer langen Wimper hervor, und netzt das Papier, auf welchem sie in schmerzlich begeisterten Versen ihren Kummer niedergießt und ihre heißen Gebete zu dem Retter-Gott, auf den sie traut. Und ist sie zur Nacht in ein elend Gemach getreten, dann schreibt sie auf irgend einem Brette oder auf ihren Knieen an den Bruder ihres Herzens: „Dir einen Dienst zu leisten, ist mir kein Mühsal noch Opfer zu groß, sage eitel Trost, Ruhe und Ehre: wäre im Stande, für Dich die Asche meiner Gebeine den Winden preiszugeben!"

Wo der Helden Arme ruhten, die königlichen Räthe in der allgemeinen Bedrängniß nicht aus noch ein wußten, die besten Männer feierten: da hatte die Frau gehandelt, und hielt nun, fußend auf den kaiserlichen Geleitsbrief, an der Spitze ihres kleinen Gefolges, vor den alten festen Thoren von Madrid (20. September 1525). —

Daß Mutterliebe an Unerschrockenheit die Tapfersten übertrifft, daß Gattenliebe für des Herzens andere Hälfte Wunder der Kühnheit vollbringt, daß Kindesliebe an Aufopferung kein Maaß und keine Grenze kennt: davon sind uns zahlreiche Beispiele überliefert. Margarethe von Navarra gehört zu den seltenen Naturen, denen der Schwesterberuf höher steht als der der Tochter, der Gattin, der Mutter. Was sie denkt, was sie redet, was sie thut, unternimmt sie als Schwester König Franz I. Ohne ihn ist Margarethe ein Schemen, und will nichts sein: aber auch Franz ist ohne Margarethen seines schönsten Glanzes, seines geschichtlichen Werthes beraubt.

Schon ihre erste Kindheit kettete sie an den einzigen Bruder. Am 11. April 1492 geboren, war Prinzessin Margarethe, die Tochter Carl's von Orléans, des Herzogs von Angoulème, mit dem zwei Jahr jüngeren Franz, nach des Vaters frühem Tode, unter Leitung der Savoyischen Luise, ihrer Mutter, am Hofe Ludwig XII., ihres Vormundes, erzogen worden. Nie haben auf einem Throne drei Seelen inniger harmonirt. Mutter, Tochter und Sohn verwuchsen mit ihren Herzen so ineinander, daß man sie sprichwörtlich eine andere Dreieinigkeit nannte: ein Ausdruck nach dem Geschmack der damaligen religiös-irreligiösen Zeit, welcher allen Dreien wohl behagte.

Luise hatte bedeutende Talente zu herrschen, nicht zu regieren. Franz, der von französischen Gelehrten und Künstlern so hoch Gefeierte, er zeigte sich tyrannisch gegen seine Umgebung. Margarethe war die Perle unter den Dreien.

Dank der sorgfältigen Erziehung seitens der geistvollen, klugen und hochstrebenden Mutter war die mit reichen Gaben von Gott ausgestattete junge Prinzessin schon in ihrem 15. Lebensjahre zu einer so herzgewinnenden Erscheinung herangeblüht, daß, wie sich die Greise am Hofe zuflüsterten, der Geist Gottes ihr

aus Aug' und Antlitz leuchtete, aus Wort und Gang und all ihrem Thun. Feine Weiblichkeit als des Weibes höchstes Gesetz wahrend in allen Lagen des Lebens, wußte sie ihres Leibes Glieder zu adeln durch kunstfertige, ja meisterhafte Ausübung der schönen Handarbeiten ihres Geschlechts, vornähmlich der wackern, fast homerisch geehrten Spinnekunst. Unter ihren Tapisserie-Arbeiten hat eine durch einen besonderen Umstand eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt. Es war ein großes, vorzüglich gearbeitetes Stück, auf welchem, mit Gold und Silber durchwirkt, dargestellt war die heilige Messe und der Priester, der die Hostie dem Volke zeigt. Ihre Tochter, die durch und durch hugenottisch gesinnte Johanna d'Albret, die Mutter des vierten Heinrich, riß später das Viereck heraus, das den Priester darstellte, und wirkte statt seiner einen Fuchs hinein, der sich mit entsetzlicher Grimasse zum Volke beugt und mit Tatzen und Maul die Worte bietet: Dominus vobiscum. So waren die Spinn-, Webe- und Brokat-Arbeiten der Damen reich an Devisen und Gedanken: ja zuweilen Bekenntnisse ihres innersten Lebens. — Margarethens starker Geist trug zugleich in sich einen brennenden Durst, alles zu wissen, alles zu ergründen. Keuschen Schrittes trat sie an jedes Geheimniß des Menschenlebens heran und zog, die Reine, mit zarter Schonung den Schleier hinweg. Vor allem sehnte sie sich, die Gedankenwelt der Culturvölker sich anzueignen. Bald sprudelte ihr Witz in den hauptsächlichsten der lebenden Sprachen: von den Todten war ihr Latein und Griechisch geläufig: vom Hebräischen verstand sie einiges. Die Dichtkunst war ihre treue Lebensgefährtin. In der Philosophie beschämte sie manchen Scholastiker. Ueber Medicin unterhielt sie sich gern. Ganz vorzüglich aber sprach ihr Herz mit beim Studium der Theologie, der Wissenschaft ihres Jahrhunderts. — Alle diese Schätze des Geistes und der Seele mußte sie zunächst freilich an dem Hofe ihres Vormundes vergraben. Desto mehr Freude empfand Margarethe, wenn sie im Hintergrunde um sich einen Kreis hülfsbedürftiger Personen versammeln durfte: da hörte sie jeden geduldig an, spendete Rath nach bestem Wissen und Gewissen und schüttete Almosen aus aus liebewarmem Herzen, und darum schleunig, freundlich und ohne Kärglichkeit. Besonders hingezogen fühlte sich die früh Verwaiste zu den Waisenkindern. Daher ihr auch schon damals der Gedanke durch die Seele ging ein großes Waisenhaus in Paris zu stiften, ein Plan, den sie bekanntlich 1538 ausführte. Es war das Hospice des enfans-rouges: sie liebte es zu nennen: das Haus für die Kindlein Gottes des Vaters (Enfans de Dieu le Père). Allein auch diese gemüthliche Seite Margarethens erschien dem König von keiner Bedeutung. So lange sie nicht dem Bruder gehörte, dem damaligen Herzog von Angoulême, sondern dem zwölften Ludwig, ihrem Vormund, so lange kam die Prinzessin nur in Betracht als politisches Kapital, das durch Heirath für den Staat zu verwerthen sei.

So wurde denn Margarethe auf königlichen Befehl in ihrem 17. Lebensjahr am 9. Oktober 1509 mit Carl, dem letzten Herzog von Alençon, ehelich verbunden. Das minnigliche Mittelalter, so sehr es theoretisch die Frauen

hochstellte, es hütete sich wohl praktisch ihnen irgend eine auf Selbstständigkeit deutende Geltung einzuräumen. Ungefragt und ohne Widerrede hatte auch Margarethe sich in ihr Schicksal ergeben.

Solche Ehen waren oft recht glücklich, wie man eben damals das Glück verstand. Allein dem mißgestalteten, geistlosen, durchweg unbedeutenden, aber überreichen Herzog von Alençon scheint es nie gelungen zu sein, Margarethens Herz zu gewinnen. Nichtsdestoweniger läßt die fromme Fürstin nicht ab, für den Gemahl zu beten. Und so oft Alençon sich den Kriegsgefahren aussetzen mußte, so ersuchte sie den Bischof von Meaux, ihren Beichtvater, durch seine Fürbitte zu bewirken, daß der Oberbefehlshaber der Armee nach Gottes heiligem Willen geschützt werde. Zu Pavia war der Herzog von seinem königlichen Schwager mit dem Oberbefehl auf dem linken Flügel des Heeres betraut worden. Allein durch das Ungestüm, mit welchem die deutschen Landsknechte dareinstürmten, wurde er von einem so maßlosen Schrecken ergriffen, daß, bevor sein Corps auch nur Feuer gegeben, er sein Heil in der Flucht suchte, lief und lief und nicht eher mit Laufen anhielt, bis er, athemlos und der Verzweiflung nahe, die Stadt Lyon erreicht hatte. Dort hauchte er bald darauf, — es war am 11. April 1525 — in Folge von Rippenfell-Entzündung, seinen letzten Odem aus. Die Wittwe hinterließ er kinderlos. —

Während dieser traurigen Ehe mit Alençon gehörte dem Gatten Margarethens Pflicht, aber ihr Herz hatte sie beim Bruder. Erst wenn des Bruders Ansprüche befriedigt sind, dürfen die Andern hervortreten. So weit war diese Bruderliebe eine besonnene und gerechtfertigte, als sie sich sagte, mehr Gutes könne sie stiften als Schwester des Königs von Frankreich wie als Herzogin von Alençon. Darum blieb sie möglichst in Franzens Nähe, ihn schützend als sein guter Engel. Denn engelhaft erscheint ihre Unbescholtenheit und ein Wunder der Gnade bei der Tochter der ausschweifenden Luise von Savoyen, bei der Schwester und Vertrauten des sittlich verächtlichen Franz. Aber war Margarethe Franzens guter Engel, so war Franz Margarethens Satan. Das ist ja die tieftragische Seite der Menschennatur, daß gerade aus den schönsten Tugenden, sobald das Maaß überschritten ist, greuliche Laster schwammartig hervorsprießen und mit ihrem Gift dem ganzen Organismus Verderben drohen.

Die erst kindlich, dann jungfräulich schwärmerische Zuneigung Margarethens für ihren Bruder erfuhr bei des Königs tyrannischer Gewohnheit, jedwede Weigerung übel zu vermerken, sowie bei der geringen Befriedigung, welche ihr der Gatte gewährte, eine eigenthümliche Wandelung zum Schlimmen. Zuerst geschah es nur spielend und scherzend, daß die Herzogin von Alençon in ihren Briefen den Bruder an die Stelle des Gatten setzte, und deshalb sich „Eure mehr als Schwester,“ „Euer Schatz,“ „Euer Liebchen“ unterzeichnete; ihn aber als ihren „Vater, Bruder, Gatten, ihr Alles“ begrüßte. Indeß nach und nach war diese Gluth zu einem leidenschaftlichen Feuer entbrannt, das sie sich selbst

vergessen ließ. Wenigstens in Gedanken und Worten hat Margarethe die Grenzen des Erlaubten überschritten.*) Und so müssen wir bekennen: die Prinzessin ist schuldig.

Auch verhehlt sie selber ihren Fall keineswegs:

„Ist denn ein Abgrund tief genug zu finden,
Um zu bestrafen meine vielen Sünden?"

so jammert sie zu Gott auf; und ihre Gedichte sind durchzogen von Seufzern inniger Buße und Zerknirschung. Bei den zarten, begnadigten Seelen ist Fall und Reue ein und derselbe Moment. Kein Ausdruck erscheint ihr nun zu hart, um ihr Sünden-Elend damit zu bezeichnen.**) Es ist ihr ein Theil der Buße, daß sie ihre Reu-Gedichte der Oeffentlichkeit überliefert. Schon der Titel ist bezeichnend. Er heißt: Miroir de l'âme pécheresse.***)

So gelang es dieser Erkorenen des Himmels, an ihrer Sünde selbst sich höher zu Gott zu erheben. Der Bischof von Meaux, der Almosenpfleger Michel d'Arande und der Graf Sigismund von Hohenlohe, sie haben ihr dabei christliche Handreichung gethan. Der Einfluß dieser evangelischen Männer erstreckte sich auch auf den König Franz und seine Mutter. Aber wie anders waren bei diesen die Wirkungen. Luise von Savoyen schreibt in ihrem Tagebuch: „Im Jahre 1522 — es war im Dezember — fingen mein Sohn und ich, durch die Gnade des heiligen Geistes, an, zu erkennen die weißen, schwarzen, grauen, eingeräucherten und buntscheckigen Heuchler, vor denen Gott der Herr durch seine Lindigkeit und unendliche Güte uns bewahren und vertheidigen möge. Denn, wenn Jesus Christus nicht ein Lügner ist, so giebt es in der ganzen menschlichen Natur kein gefährlicheres Geschlecht." Franz und seine Mutter Luise gingen in ihrer „Frömmigkeit" nicht weiter, als bis zum Haß der Heuchler. Die Heuchelei selber lernten sie nicht hassen und noch viel weniger Jesum lieben, mehr lieben als die Welt.

Auch die von Natur lustige, schalkhafte, etwas gefallsüchtige Prinzessin Margarethe hätte, ohne den Durchgang durch jene momentane Nacht, sehr leicht ihr Leben in geistreichen Hoffesten vertändelt, wenn ihr edler Sinn auch nie den gemeinen Genüssen der Mutter und des Bruders gehuldigt hätte. Aber seitdem sie aus jenem traurigen Abgrund durch Gottes Gnade an's Licht gerettet ist, da erscheint sie in ihrem ganzen Wesen und Wirken verklärt. Wo wir sie finden, ist sie durchdrungen von heiligem Ernst, eine königliche Büßerin.

---

*) So gern man ihn anders deuten möchte, einer ihrer Briefe bleibt ein trauriges Denkmal ihres inneren Incest's.

**) In einem Gedicht z. B. ruft sie aus:

Ich Erdenwürmlein, weniger als Nichts,
Ich todte Hündin, der Gethiere Koth,
Wie darf ich in der Seelen Noth
Aufschau'n zur Lieb', zum ewigen Quell des Lichts?

***) Genauer: Le Miroir de l'ame pecheresse ou quel elle recongnoist ses faultes et pechez, aussi ses graces et benefices a elle faitez par Jesu Christ son espoux. La Marguerite très noble et précieuse s'est préposée à ceulx qui de bon coeur la cerchoient.



„Ich war unwissend, arm und ohne Kraft,
Du hast mir Reichthum, Weisheit, Macht verschafft."

so betete sie jetzt zu ihrem süßen Immanuel, mon époux, mon père, mon refuge.

Indeß die Büßerin ist keine Flagellantin. Das lehrt u. a. ihr Heptaméron. Der Sündenvergebung aus tiefstem Herzen froh, jubelt sie auf zu dem barmherzigen Gott. Sie hat den vollen Seelenfrieden wiedergefunden, oder vielmehr in dem Kampfe der Buße sich ihn erst recht errungen. Ihre Bekehrung war eine gesunde, d. h. eine vollständige Umkehr des ganzen Menschen von innen heraus, und daher auch Reinigung und Verklärung ihres mächtigsten Gefühls, der Bruderliebe. Das Jahr 1521 ist das merkwürdigste im innern Leben Margarethens. —

Wie stellt sich nun die Prinzessin zu Franz nach dieser Krise? Schwächere Naturen hätten es für geboten geachtet, aus dem alten gefahrvollen Umgange sich gewaltsam loszureißen. Ueberspannte hätten die Gefahren aufgesucht, um sich in deren Ueberwindung selbst zu vergöttern. Der demüthigen Fürstin Bekehrung, sie war fest und besonnen genug, um gerade da, wo Gott sie hingestellt hatte, zu verbleiben. Und so finden wir sie denn auch nach 1521 an der Seite des verhängnißvollen Bruders, täglich ringend, täglich betend, täglich siegend. Doch wir werden unten Margarethens Frömmigkeit genauer kennen lernen: worauf es hier ankam, war die drei Epochen in der Bruderliebe Margarethens klar zu legen.

---

Es ist also die in heißer Versuchung erprobte, durch Buße geläuterte Margarethe, der wir 1525 begegneten vor den Thoren von Madrid, hinter dessen Mauern ihr hoher Bruder schmachtet. Das kaiserliche Geleit bahnte ihr den Weg in den Pallast. Dort trat der schönen schmucklosen, dreiunddreißigjährigen Wittwe der ebenso schöne als glückliche, unvermählte Kaiserjüngling von fünfundzwanzig Jahren entgegen, ein neunfach gekrönter Herrscher, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging (19. September 1525). Kalt und berechnend küßte Carl der thränenblickenden Fürstin die Stirn, umarmte und führte sie, unter einigen tröstlichen Worten, nach dem Zimmer, wo sie den gefangenen König finden sollte. Nicht aus Menschlichkeit, noch Margarethen zu Gefallen, sondern weil Franzen's tödtliche Krankheit dem Sieger seine königliche Beute zu entreißen drohte, hatte der Kaiser im Pallaste selbst ihm ein größeres Gemach jüngst eingeräumt. Gefolgt von den Damen und Herren, die sie aus Frankreich begleitet, war die Fürstin an der Hand des Kaisers — ein schönes Paar! — durch zwei Reihen in Golde prangender spanischer Granden geschritten. Jetzt standen sie am Ziel. Der Kaiser, tief sich verbeugend und die Hand der Herzogin küssend, entfernte sich.

Der Augenblick war gekommen, wo Margarethe ihren königlichen Bruder wieder umarmen sollte. Man hörte ihr Herz pochen. Im Nu riß sie die Thür auf. Aber ach! was gewahrte sie da? — Regungslos hingestreckt auf hartem

Lager, die Augen starr nach der Wand zu abgewendet, ruhte eine traurige, abgezehrte, todtenbleiche Gestalt. War das der kühne Recke, der schönste Ritter seiner Zeit, der von Bayard, dem chevalier sans peur et sans reproche, auf dem Schlachtfelde von Marignan den Ritterschlag empfing? War dieser kranke Bettler Frankreichs tapfrer König? — — Leise, ganz leise schlich Margarethe dem Lager näher. Und als ihr zärtlich besorgter, lange forschender, noch immer unerwiederter Blick in dem Sterbenden dennoch den heißgeliebten Bruder erkannte, da stand ihr Entschluß fest, von dem Kranken nicht eher zu weichen, als bis Gott Heilung verliehen hätte. Denn daß diese eintreten würde, war die feste Zuversicht, die ihr im Gebet geworden. Sie erklärte, des Bruders Natur kenne sie besser, als die fremden Aerzte; und, mancherlei Aenderungen treffend, übernahm sie nun die oberste Pflege allein. Während er schlief, betete sie; wachte er auf, so richtete sie an ihn irgend ein Wort der Ermuthigung. Der Glaube der Schwester, sagt Merle d'Aubigné, verscheuchte nach und nach die Niedergeschlagenheit des Bruders. Sie fing an, von der Liebe des Heilands mit ihm zu reden, schlug ihm vor, durch die Feier des heiligen Abendmahls an seinen Versöhnungstod sich zu erinnern; und Franz willigte ein. Sie ließ nun in seinem Zimmer einen Altar aufschlagen. Der Erzbischof von Embrun feierte die Messe in Gegenwart der französischen Ritter und Edeldamen, die in Thränen schwammen. Kaum hatte der König communicirt, als er wie aus tiefem Schlummer zu erwachen schien; er richtete sich auf, heftete seine Blicke auf seine Schwester und sprach: „Das ist Gott: der wird mir die Seele und den Körper heilen." — Margarethe antwortete gerührt: „Ja, Gott hat Dich auferweckt und wird Dich frei machen." Von nun an bekam der König nach und nach seine Kräfte wieder und sprach oft: „Ohne sie wäre ich gestorben."

Aber diese Stärkung der leiblichen und geistigen Gesundheit ihres Bruders war doch nur Ein Zweck ihrer spanischen Reise; der andere stand noch höher: ich meine, die diplomatische Mission.

Margarethe, liebreizend, muthig, listig, gewandt in den Künsten zu überreden, sich zu verstellen, Herzen zu gewinnen: hier gebrauchte sie alle ihre Vortheile. Aber selbst wenn das Weib sich vergaß und der edle Unmuth überströmte ins Angesicht dem im Glücke grausamen jungen Kaiser, so blieb der Mann sich immer gleich: stets zuvorkommend, ehrerbietig, höflich, liebenswürdig in den Formen, ging er in der Sache selbst um keines Zolles Breite zurück. War Carl doch fest entschlossen, das Erbland Burgund, dessen Namen und Wappen er führte, der französischen Krone zu entreißen; Margarethe freilich ebenso fest entschlossen, nie in eine Bedingung zu willigen, die Frankreich zur Unehre gereichen könnte. Das ist ja das Große an diesen Gestalten des sechszehnten Jahrhunderts, daß die gesteigertste Liebe zu ihren Nächsten und Höchsten in ihnen keinen Augenblick den Blick auf das allgemeine Beste verdunkelt. Eine höhere Bruderliebe als Margarethens war undenkbar. Auf dies übermächtige Familiengefühl spekulirte Carl. Aber jener vollendete Diplomat, hier spekulirte er

falsch. Der Herzogin ist der Gedanke nicht in den Sinn gekommen, um ihres königlichen Bruders willen Frankreich zu verrathen. Es zerfraß ihr das Herz, daß es nicht anders sein konnte. Aber von einem Conflikt der Pflichten war für sie keine Rede.

So war sie vergeblich dem Sieger bis Toledo nachgeeilt; vergeblich, ein zartes Weib, mitten in dem Rath der graubärtigen Granden erschienen; hatte vergeblich an alle Thüren gepocht; weder Mühe noch Anstrengung gescheut, alle Mittel verschwendet, die Bestechung nicht ausgenommen. Und darüber ging nun ihr freies Geleit zu Ende. Sie mußte daran denken, sich zu entfernen. Halb unschlüssig, nachdenklich, trübe, sinnend reiste sie in kleinen Tagemärschen durch die arragonischen Hochebenen: als ihr ein Rath zukam, ihren Marsch zu beschleunigen. Von wem? läßt sich nicht mehr ermitteln. Fest steht, daß Carl durch seine Lauscher von Franzens Abdankungs=Akt zu Gunsten des ältesten Sohnes benachrichtigt, als Trägerin des wichtigen Aktenstückes aber Margarethen errathend, Befehl gegeben hatte, sobald nur ihr sicheres Geleit abgelaufen wäre, die Fürstin gefangen zu nehmen. Für Margarethen eine üble Kunde! Der schwierigste Theil ihrer Reise stand bevor. Es war Winter, und sie mußte über die Hoch=Pyrenäen. Aber an Muth und Ausdauer in kritischen Momenten hat es der Fürstin nie gefehlt. Um 6 Uhr morgens bei der größten Finsterniß stieg sie zu Pferde, legte in acht Tagen den Weg von vierzehn Tagen zurück und — gerade eine Stunde vor Ablauf des freien Geleites kam sie zu Salses, in den Ost=Pyrenäen, auf französischem Boden an.

Margarethe und Frankreich waren gerettet, aber der königliche Bruder blieb in kaiserlicher Haft. Der königliche Bruder! Der Schwester ist es gelungen, eine Strahlenkrone um seine Schläfe zu winden. Aber die Geschichte hat die Strahlenkrone von Franzens Haupt genommen und sie der Navarrischen Margarethe in die Locken gedrückt. —

Es ist bekannt, wie Franzens falsche Eide ihm schneller zur Freiheit verhalfen, als der Schwester redlicher Muth. Am vierzehnten Januar 1526 schwor er feierlich, in Gegenwart seiner getreuesten Höflinge, Officiere und Diener, nichts von alle dem halten zu wollen, was ihm Carl V. auferlegen würde. Eine Stunde später verpflichtete er sich, die Rechte auf dem Evangelium, durch einen gerade so feierlichen Eid, zu allem was Carl verlangte. Den Ansprüchen auf Italien entsagt er, die Provence giebt er dem Verräther Bourbon, das Herzogthum Burgund an den Kaiser. „Vortrefflich," rief Clemens VII., nachdem er den Vertrag gelesen, „vorausgesetzt nämlich, daß ihn der König nicht hält."

Der Meineid, im X. Jahrhundert die Regel, hatte im XVI. sich an die Höfe geflüchtet. Des Königs von Spanien Unterhandlungen mit seinen getreuen Ständen, sie waren nichts als eine ununterbrochene Reihe von Meineiden. Der achte Heinrich in England, er spielte vor aller Welt mit Eiden und heiligen Gelöbnissen. Aehnlich die Andern: sie schillern in mancherlei Feinheiten. —

Aber Muster der Macchiavelli'schen Politik blieben doch die drei, das sichtbare „Haupt der Christenheit" zu Rom, der „allerchristliche König" von Frankreich, und „die kaiserlich-königlich-apostolische Majestät".

Im Grunde gab auch Carl wenig auf Franzens Eide. Weit mehr galt ihm sein ritterliches Ehrenwort. Beim Abschied tritt er darum an den König heran: „Jetzt, mein Bruder, da Ihr nun frei seid, sagt mir aufrichtig, ob Ihr die Absicht habt, alle Punkte des Friedens zu erfüllen?" — „„Ich verspreche Euch,"" antwortete Franz, „„daß ich keinen andern Willen habe, als den, alles, was unter uns ausgemacht worden, zu erfüllen; und — das klang Carl'n wieder verdächtig — dies Kreuz hier nehme ich zum Zeugen."" An dies Kreuz da glaubte ja keiner von beiden. — —

Franz war frei. Sobald der Huf seines türkischen Renners französische Erde berührte, schwang der Fürst im Fortjagen die Hand über den Kopf, rief freudig zu wiederholten Malen: „Nun bin ich wieder König!" — und kaum wieder König, brach er Eid und Ehrenwort. —

Arme Margarethe! Diesen Bruder rühmst Du in Deinen Gesängen und Gebeten als das Ideal eines vollendeten Ritters. Ihm zu leben, ist Dein höchstes irdisches Ziel. Und wirklich gelingt es Deiner besonnenen Liebe, ununterbrochen einem solchen Gebieter zu huldigen, und dabei doch unablässig Gott zu leben. Eine feine Diplomatin wahrlich: treu, hold und gewärtig dem meineidigen Bruder! und zugleich aufrichtige Nachfolgerin des himmlischen Meisters! Wir werden später in die Lösung dieses historisch-psychologischen Problems tiefer uns einführen lassen durch die eigenen Bekenntnisse der schönen Seele.

Als Heilmittel wider den überwuchernden Meineid war das Gottesgericht des Duells seit dem XI. sc. immer allgemeiner geworden. Carl, durch Bruch von Eid und Ehrenwort vor der Welt beleidigt, forderte bekanntlich Franzen, der Kaiser den König, zum Zweikampf heraus: eine Faxe, die sie, nach Macchiavell, ihren Völkern schuldig zu sein glaubten. Aber Niemand durfte es gestehen, daß die Verhandlungen nicht ernst gemeint seien. Wie zitterte die arme Margarethe während der Duell-Vorbereitungen für das Leben ihres einzigen Bruders. Weit lieber wäre sie selbst gestorben. Und der grausame Franz, um des nothwendigen Glaubens an seine Ritterlichkeit willen, kürzte er die Angst seiner Schwester nicht ab. Endlich, endlich war auch diese Gefahr von des Königs Haupte abgewendet, die Verhandlungen hatten sich in das beiderseits beabsichtigte Nichts aufgelöst: die Ehre der Monarchen vor ihren Völkern war hergestellt: und die unbefangene Margarethe schloß den Bruder als einen neu Geretteten in ihre Arme.

Unter den Friedensbedingungen des Kaisers Carl war auch die Verbindung der französischen mit der österreichisch-spanischen Herrscher-Familie durch ein eheliches Band. Jetzt hatte nicht mehr der Vormund, sondern der Bruder über das politische Capital zu disponiren, das er in der Hand der Prinzessin Margarethe besaß. Die Lage war eine eigenthümliche. Kaiser Carl, der acht Jahr

jüngere Mann, warb um die Hand der Wittwe d'Alençon: wahrlich, eine ehrenvolle Partie für Margarethen; einen Höhern gab es ja auf Erden nicht. Allein es fragt sich, war die Werbung ernst gemeint? War es doch noch nicht lange her, daß Englands achter Heinrich ebenfalls um Margarethen anhielt; aber bald war klar geworden, daß er einer Hofdame aus der Umgebung der Prinzessin, der Anna Boleyn, den Vorzug gab. Und doch war England damals Frankreichs natürlicher Alliirter! Was mußte man sich also erst von dem natürlichen Gegner versehen, der eben erst von Franz so schmählich beleidigt worden war!

Allein selbst wenn Carls Antrag ernster gemeint gewesen wäre, so würde Franz doch schon deshalb nicht darauf eingegangen sein, weil es ihm darum zu thun war, dem Rathe des Papstes gemäß, die beschwornen Friedensbedingungen nach einander sämmtlich zu brechen. Kaum war er also in die Heimath zurückgekehrt, als er seine Schwester dem gebornen Gegner Carls zur Ehe gab. Es geschah am 3. Januar 1527. Es verlautet nichts, daß Margarethe dies Mal gefragt worden sei. — Henri d'Albret, Titularkönig von Navarra, übrigens 11 Jahr jünger als Margarethe, hatte gegen den sein Erbfürstenthum Navarra besetzt haltenden Kaiser schon bei Pavia, wo d'Alençon floh, an der Seite des Königs von Frankreich ruhmvoll gefochten. Mit Franz zugleich gefangen genommen, war es seiner ungemeinen Kühnheit gelungen, aus dem Burgverließ, worin ihn der Vice-König von Neapel eingeschlossen hielt, auszubrechen. Seitdem lechzte er nach einer Gelegenheit, sein Königreich Navarra Carl'n mit Gewalt zu entreißen. Diesen König ohne Königreich also zog Franz dem Beherrscher der halben Welt vor. — Die erste Ehe Margarethens war eine Ehe der Resignation gewesen. Henri d'Albret, ihr zweiter Gatte, war das gerade Widerspiel von d'Alençon. War nun diese zweite Ehe eine glückliche? Margarethe sagt es nirgend. Aber auch nirgend das Gegentheil. Brantôme berichtet, der königliche Bruder hätte sie öfter vor den Mißhandlungen des jungen Gemahls ernstlich in Schutz nehmen müssen. Brantôme liebt es, zu übertreiben, und die Zeit seiner Großmutter, einer Hofdame Margarethens, mit den Augen seiner eigenen Zeit anzusehen. Auf der Grenze des Mittelalters wurde — und das vergaß er — eine Ohrfeige zur rechten Zeit von Seiten des Gemahls als ein schätzbarer Theil des Hausrechts angesehen: und eine verständige Gattin, wie Margarethe war, hätte nicht gewagt, darüber an irgendwen zu appelliren. Auch zu ehelicher Treue glaubte sich der Gatte, besonders wenn er Fürst war, wenig verpflichtet: der Mann achtete seinen Leib so gering, daß er annahm, nur durch der Frau Treulosigkeit könne die Ehe gebrochen werden.

In Anbetracht dieser Zeitgrundsätze scheint Margarethens eheliches Leben mit Henri d'Albret allerdings ein glückliches gewesen zu sein. Auffallend ist nur, wie auch während dieser zweiten Ehe, also zu Bourges und zu Nérac, wie einst zu Lyon und zu Alençon, die höchste Autorität ihr der Bruder blieb. Erforderte dies eine große Resignation für die Gattin, so unzweifelhaft eine noch viel größere für die Mutter. Das war die oberste Stufe auf dem Wege der Selbst-

überwindung. Ihr Söhnlein verschied im 2. Monat seines Lebens. Aber am 7. Januar 1528 ward ihr eine Tochter geboren. Es ist die später in der französischen Reformations-Geschichte so hochgefeierte Johanna d'Albret. Kaum hatte dies Mägdlein das zweite Jahr erreicht, als König Franz es für sich in Beschlag nahm, und aus Furcht, daß es gegen seinen Willen verheirathet (!) werden möchte, es fern von der Mutter und von allen Verwandten, in le Plessis-les-Tours erziehen ließ. Die königliche Büßerin duldete auch diese Tortur ihres einzigen Kindes. Wie mag aber der weichgestimmten, äußerst zartfühlenden Prinzessin das Herz dabei geblutet haben! Des Bruders politischer Vortheil gebeut: so brich, mein Herz, brich!

Johanna war gerade 12 Jahr geworden, sage 12 Jahr, als der König sie mit Wilhelm III. Herzog von Cleve, förmlich vermählte. Die standhafte Johanna weigerte sich, Folge zu leisten. Franz gerieth in Zorn, und ließ es seiner Schwester entgelten. Der Antwortsbrief Margarethens ist zu charakteristisch für das Verhältniß zu ihrem Bruder und trifft zu mächtig ihren innersten Lebensnerv, als daß ich Ihnen denselben hier vorenthalten könnte. Er datirt aus dem Jahre 1540 und lautet vollständig also: „Mein Gebieter! bei meiner äußersten Trübniß ward mir ein einiger Trost, das ist, vestiglich zu wissen, wie weder der König von Navarra noch ich selbst jemalen ein ander Begehren oder Absicht geheget, denn Euch zu gehorsamen: nicht bei einer Heirath allein, sondern wo Ihr befehlen werdet das Leben daran zu setzen. Aber jetzo, mein Gebieter, dieweil ich vernommen, daß meine Tochter, über die große Ehre, so Ihr selbiger erwieset durch Euren gnädigen Besuch, auch über den Gehorsam, so sie Euch schuldet, in Unkenntniß; darüber ferner, daß ein Mädchen keinen Willen haben darf; Euch einen so tollen Bescheid gegeben, indem sie Euch sagte, sie flehe Euch an, man wolle sie nicht verehelichen mit dem Herzog von Cleve: so weiß ich, mein Gebieter, nicht was ich davon halten, noch was ich dazu sagen soll: denn ich bin überwältigt von Schmerz, und hab' in der weiten Welt keinen Verwandten noch Freund, von dem ich Rath's oder Trost erholen könnte. Auch ist der König von Navarra, seines Theiles, d'rob so erstaunt und gram, daß ich ihn niemalen zorniger gesehen, maßen wir nicht fassen können, woher ihr diese sonderliche Kühnheit kommt, davon sie uns nie gesprochen hatte. Sie entschuldigt sich gegen uns, daß sie von Euch abgeschiedener lebe denn von uns selbst: allein diese Abgeschiedenheit, sie darf doch nicht zeugen eine solche Kühnheit, ohn' jemalen, wie ich in Erfahrung bracht, sich mit etwem darob zu berathen. Denn wüßt ich eine Creatur, so ihr eine dergleichen Meinung in den Kopf gesetzt, so würd' ich davon ein solch Anzeigen machen, daß Ihr, mein Gebieter, erfahren solltet, wie diese Tollheit geschehen wider die Absicht des Vaters und der Mutter, alswelche nie eine andere gehabt noch haben werden, als die Eure." — So schrieb eine Königin an ihren Bruder, und so hat sie gedacht durch ihr ganzes Leben. Man sieht gänzliche Aufopferung ihrer eigenen Interessen glaubt sie dem im König personificirten Staate schuldig zu sein. Eine heilige

Liebe, wahrlich! Unwillkührlich aber drängt sich uns hier dennoch die Frage auf, war der Siegespreis eines so ununterbrochenen, heißen Ringens werth? Hat sie durch ihre kaum je erhörte Selbstverleugnung dem französischen Vaterlande wirklich entsprechende Dienste geleistet? —

Wir wagen es, die Frage zu bejahen: Margarethens Wirkungen auf Frankreich müssen wir in ihren Wirkungen auf Franzen suchen. Das ist ja ihr echt weiblicher Stolz, daß was sie leistet die Welt nicht durch sie selbst erfährt, vielleicht gar nicht erfährt, aber als Leistungen des geliebten Bruders verkörpert anschaut, preist und bewundert.

---

Margarethens Charakterbildender Einfluß auf den zwei Jahr jüngeren Franz datirt aus jener frühen Jugendzeit, wo sie mit ihm am Hofe des zwölften Ludwig, ihres Vormundes, auferzogen wurde. Durch der einzigen Schwester Liebe, Leitung und Beispiel wurde in Franzens jedem Eindruck leicht hingegebenen Seele zwar, weil ihm Fleiß und Ausdauer abgingen, weder Gelehrsamkeit noch eine nennbare Kunstfertigkeit erzeugt, — er verstand nur Französisch und machte schlechte Verse — wohl aber jene große Kunstliebe und Freude an der freien Forschung geweckt, welche seine Regierung zu einem Seegen für die Welt machen.

Welcher Contrast mit den Regierungen seiner Vorgänger auf dem französischen Thron! Die Mehrzahl des courfähigen Adels hielt ja noch unter dem zwölften Ludwig zu Anne de Montmorency, dem Connétable von Frankreich, jenem letzten Symbol des Mittelalters, der, gestützt auf sein Frankenschwert, das die ersten französischen Christen vertheidigt hatte, und stolz auf die unabsehbare Reihe seiner Ahnen, die er bis zur Sündfluth nannte, in Gegenwart des Königs jedwedem das adlige Vollblut absprach, welcher sich, nach Weiber Art, damit abgebe, lesen und schreiben zu lernen. Das war der Sinn der „guten, alten Zeit." Heut zu Tage hält hier und da ein Junker Bildung für gefährlich: damals erschien sie seinen Standesgenossen verächtlich. So geschah es denn, daß in dem gesammten 15. Jahrhundert, in der gesammten französischen Literatur, Ein Mann die Unsterblichkeit errungen hat. — Und welch ein Mann! François Villon ist geborner Dichter, übersprudelnd von poetischem Geiste und naturfrischem Witze. Aber niemand kann leugnen, daß Villon ein lockerer, verschmitzter, frecher Bursche war, der von der Schenke in's Zuchthaus und von dem Zuchthaus in die Schenke wandert; der auf der Prügelbank und am Schandpfahl, unter Hungersqualen und auf der Leiter zum Galgen, stets lustig bleibt, voll guten Humors und Welt verachtender Ironie; der sich nicht scheut seine derben Figuren aus den schmutzigsten Gassen von Paris aufzuraffen und mit rohen Scherzen unter königlichem Applaus am Hofe einzuführen; der nicht als Märthyrer für evangelischen Glauben, sondern als gemeiner Dieb und Straßenräuber zwei Mal zum Stricke verurtheilt, aber von seinem „guten" König begnadigt wird. Solch ein sauberer Bursche ist das einzige Produkt königlicher Gönnerschaft während

des XV. saec.: und auch er noch erlangte die Unsterblichkeit weit mehr durch seine reiche Natur, als durch die Gnade der Großen. — Und dem gegenüber, während der drei Jahrzehnte der Regierung des ersten Franz (1515—47), welch eine Fülle von Schriftstellern, die ihre Namen in die Sterne geschrieben haben! Auf seinen Apell an die freie Forschung schaarten sich um ihn die gleich Fürsten geachteten, großen Buchdrucker Badius Ascensius, Colinaeus, Doletus, Robertus Stephanus; die unsterblichen juristischen Bahnbrecher Alciatus, Cujacius und Molinaeus; das medizinische Dreigestirn: Ambroise Paré, der Vater der modernen Chirurgie; Michael Servet, der Entdecker des Blutumlaufs; und Andreas Vesalius, der Schöpfer der wahren Anatomie. In noch unmittelbarerer Abhängigkeit von Franzens Gunst standen die wissenschaftlichen Theologen Ludwig Petit, Stephan Poncher, Peter Duchatel, Wilhelm Pelissier und Johann du Bellay, Gelehrte, denen er einträgliche Bisthümer verschaffte, und sie mit königlichem Schutze gegen die mönchische Obscuranten-Partei versah.

Es war Franzens Gedanke, die Großjährigkeit der Wissenschaft zu proclamiren und sie von der Kirche zu emancipiren. Zu diesem Behuf stiftete er bekanntlich das Dreisprachen-Collegium. Dort lasen die königlichen Professoren Batablus, Danes, Tossanus, Turnebus, Lambinus; und ihre Auditorien waren bald gefüllter als die der in alten Bräuchen verrotteten Sorbonne. Unüberwindlich in seinem Kampfe gegen den Aristoteles der Scholastik, baute auf königlichem Boden der gewaltige Denker Petrus Ramus den erhabenen Dom der freien Forschung auf. Als königliche Bibliothekare auf dem Schloß zu Fontainebleau wirkten der weltberühmte hochbejahrte Grieche Johannes Lascaris, und des Erasmus befreundeter Nebenbuhler, eine Welt des Wissens, Guillielmus Budeus: während der greise Lefèvre d'Etaples, so vieler Reformatoren Lehrmeister, auf dem Schlosse zu Blois der königlichen Bibliothek vorstand. Freilich kann das Andenken dieser Gelehrten und ihre rechte Würdigung nur von den Fachmännern erwartet werden. — Aber auch auf dem Gebiet der im engeren Sinne französischen Literatur, welch' ein frisches Treiben und Knospen! Oder wer kennt nicht, aus der Zeit Franz I. Rabelais' Aventures, Calvins Institution de la religion chrétienne, Clément Marots Psaumes, Mellin de St. Gelais' Rondeaux und Sonnets, und, Anderes zu geschweigen, der Navarrischen Margarethe Heptaméron (Contes de la Reine de Navarre)? —

Indeß nicht nur die Wissenschaften und die Poesie, auch die übrigen schönen Künste weiß Franz I. an seinen Triumphwagen zu fesseln. Bei einem anderen wäre es nichts als eine höfische Spielerei der Mechanik gewesen, bei Franz wird es zu einer weltgeschichtlichen Thatsache, daß bei seinem Einzug in Mailand ihm ein Löwe, Leonardo da Vinci's Kunstwerk, mehrere Schritt weit durch eigene innere Bewegung entgegenläuft und sich dann selber die Brust öffnet, in welcher eine Lilie zum Vorschein kommt. Legte sich nicht in der That der Löwe der

freien Kunst, vor dem so viele Fürsten und selbst der Pabst mit seinen Cardinälen gezittert hatten, zahm und freundlich nieder zu den Füßen des Königs, der es verstanden hatte mit dem Wunderstabe seiner Gunst Frankreichs Lilie ihm tief in's Herz zu zaubern?

Denn, um Franzens Beziehungen zu Rosso del Rosso (Roux), Tizian u. a. zu übergehen, starb nicht Leonardo da Vinci zu Fontainebleau in Franzens Armen? Sandte ihm nicht Raphaël auf Bestellung mehrere seiner unübertrefflichen Meisterwerke zu? Rührte nicht für ihn Benvenuto Cellini seinen Wundermeißel? Hat nicht Andrea del Sarto viele seiner genialsten Gedanken an Franzens Hofe verkörpert? Aber noch mehr! Auf Franzens Anregung wagt es Jean Cousin, ebenso geschickt auf Glas wie in Oel, al fresco wie im Tusch (lavis), im Kupferstich wie in der Skulptur, neben den großen italienischen eine eigene französische Malerschule zu gründen. Franz lauscht und applaudirt den ersten Compositionen des berühmten Lehrers von Palaestrina, des Claude Goudimel, dessen Melodieen noch heute in jedem reformirten Gottesdienst die Gemeinde erbauen. Unter Franzens Augen unternimmt das Universalgenie Bernard Palissy seine ersten Versuche des Einschmelzens der Farben auf gebrannte Gefäße und der Bereitung der Fayence. An seinen Hof ruft er zur Vollendung des Louvre den unsterblichen Meister, den französischen Phidias, den Glaubensheld, Jean Goujon. Auf seine Erlaubniß gießt Franz Primaticcio (le Primatice) alle seine Zauber in das Schloß von Fontainebleau, und erbaut ihm in der Waldeinsamkeit des Hains von Sologne eine Welt von reizenden Thürmen, das wundervolle Chambord. Auf sein Werde erstehen aus den Trümmern der Ritterburgen alle jene eleganten Schlösser im italienischen Renaissance-Styl; Madrid und la Muette im Bois de Boulogne, Saint-Germain, Villers-Cotterets, Chantilly, Follembray u. a. m. Kurz Franzens Hof ist der Sitz der Musen und der Grazien, sein Hofleben eine ununterbrochene Reihe geistvoller Feste, zu denen der seiner düstern Stammsitze müde Adel von allen Seiten herbeiströmt.

Vor dem großen Publikum kommt dies hohe Verdienst um Kunst und Wissenschaft dem Könige zu. Im trauten Freundeskreise aber hat er es selbst kein Hehl, daß er all diesen Zauber, diesen Glanz, diesen Duft, diese Weihe niemand anders verdanke, als seinem schwesterlichen Schutzengel, Margarethe. —

An sie weist er alle Gelehrten und Künstler. Versteht sie doch all ihre Sprachen, kennt ihre leiseste Sehnsucht, folgt ihrem höchsten Flug! Und jeder Göttersohn, bald fühlt er, daß er bei ihr es mit einer congenialen Erscheinung zu thun hat. Und Franz verläßt sich blind auf ihren richtigen Takt. Wenigstens wird kein Beispiel berichtet, daß er einen von der Fürstin empfohlenen Künstler oder Gelehrten abgewiesen, einen von ihr verworfenen in seine Gnade dennoch aufgenommen habe.

Jedem Könige ist ein Herzensfreund, auf den er sich verlassen kann, von unschätzbarem Werth. Hat er einen solchen gefunden, dann ist es die schwerste

königliche Kunst, in seiner Gunst die rechte Grenze zu halten; denn auch der Klügste versteht nicht alles, wollte er's auch. Einen Herzensfreund hatte Franz an seiner Schwester. Sie war ihm treu bis in den Tod. Darum liebte er es, nichts, gar nichts von Bedeutung vorzunehmen, ohne vorher mit ihr es durchgesprochen zu haben. Die Generale und die Gesandten, die Rektoren und die Parlamentspräsidenten, die Vögte und die Bürgermeister, sie mußten insgesammt erst vor Margarethens Gericht, ehe sie zum Könige gelangten. Hat sie doch in seinen Augen die unbedingte Gabe der Geisterprüfung. Dadurch war sie sein vertrautester Personalrath geworden. Freilich sind des Königs Besprechungen mit Margarethen immer nur ein glossirter Monolog. Oft mögen die besten Gedanken in den Glossen gestanden haben. Indeß zum eigentlichen Dialoge ließ es Franz nicht kommen, und nie hat Margarethe gewagt, bei einem Gedanken auch nur einen Augenblick zu beharren, sobald sie erfahren, ihr königlicher Bruder sei dagegen. Wahrlich eine große Zartheit bei einer so energischen Natur, wie wir sie in Margarethen erkannt haben.

Durch dieses kluge, taktvolle Benehmen gelang es der Königin von Navarra sowohl die beiden Gemahlinnen des Königs als auch die ränkevolle Kronprinzessin, die berüchtigte Catharine von Medicis, vollständig in den Hintergrund zu drängen. Nicht selten weiß sie selbst ihrer verschmitzten Mutter, der Savoyischen Luise, und des tyrannischen Kanzlers Duprat's unheilvolle Rathschläge illusorisch zu machen. Das nennt dann die Mönchs-Partei „die Intriguen der süßen Prinzessin". — Wenn Franz seine heiligsten Eide brach, so setzten diese Ultras das auf Rechnung des klugen Königs: der beschränkte Unterthanen-Verstand hatte keinen Schlüssel für solches Verfahren. Wenn aber der König bei seiner Rückkehr aus Madrid den von der Mönchs-Partei Gemarterten wie mit Einem Schlage allen die Kerker öffnet: so rief ganz Frankreich ohne zu zögern: das that Margarethens Bruder. Margarethe war der Genius der edlen Freiheit geworden.

Auf einzelnen Gebieten scheint die Prinzessin, nur weil der Bruder sie darum bat, ein Urtheil abgegeben zu haben, ohne daß sie sich einen eigentlichen Verstand zur Sache zugetraut haben mag. Ist es doch erstaunlich, in welch schwierige Dinge Franz die scharfsinnige Schwester einzuweihen liebt. Man werfe einen Blick auf den Briefwechsel, den beide führen in den Jahren 1536 und 1537. Da muß sie, als Franz gegen den Kaiser die geheimen Kriegsvorbereitungen trifft, zum Könige nach Valence ziehen, ihren Rath beizusteuern. Von da muß sie sich ins Lager zu Montmorency begeben, worüber sie dem Könige nur Gutes schreibt. Gleich darauf eilt sie in die Picardie, wo so eben die flamländischen Truppen eingebrochen waren. Von Amiens schreibt sie an den König. Sie spricht von Thérouenne und von Boulogne, die sie gut befestigt findet. Kurz, die große Politik spielt in all' ihren Briefen mit.

Und doch machen diese Berichte mehr den Eindruck der äußeren Aufnöthigung als der inneren Sympathie. Krieg, Polizei, Socialismus: diese Worte scheinen

kein Echo in ihrem Herzen gehabt zu haben. Da ist Nichts von positiven Vorschlägen, von organisatorischen Maßregeln, wie wir sie bei ihrer großen Tochter, der Johanna d'Albret, finden. Sie verfährt berichtend, passiv, wir möchten fast sagen, wie es einer Frau geziemt. So erklären sich wohl die mancherlei harten Maßregeln und Bedrückungen, durch welche die Regierung des ersten Franz gebrandmarkt ist. Betreffen sie doch fast alle das polizeiliche und sociale Feld, um dessen Bebauung Margarethe sich wenig kümmern mochte. Freilich ist auch hier das vorhandene Material zu mangelhaft, um uns ein durchgreifendes Urtheil zu erlauben.

Doch wenn wir aus dem Bisherigen ein Gesammt-Ergebniß aufstellen sollen, so müssen wir bekennen: Es war ein richtiger Takt, daß Margarethe nicht als Herzogin von Alençon, nicht als Königin von Navarra, sondern als Schwester des Königs von Frankreich auftrat. Als Königin von Navarra hätte sie für Frankreich kaum das Geringste, für ihr Königreich aber nur dann etwas erreicht, wenn sie sich dem König von Frankreich entgegengestellt hätte. Und das ließ ihr Herz nicht zu. Ihre Tochter Johanna hatte unendlich mehr Energie. Aber weil Johanna als Königin von Navarra sich geltend machen wollte, stürzte sie Frankreich in den Bürgerkrieg und ihr eigenes Land in die Revolution: der Nutzen, den Johanna nachmals Frankreich gebracht, ist trotz ihrer so hohen Gaben verschwindend klein gegen das, was die Mutter als Schwester Franz I. dem großen Reiche geleistet hat. Um solch hohen Preis durfte Margarethe sich selbst, ihren ersten und zweiten Gatten und ihr einziges Kind auf dem Altar der Bruderliebe opfern. Und sie hat es gethan. Wir möchten es Niemand zur Nachahmung empfehlen, aber wir entschuldigen sie gern, und können nicht anders als sie bewundern. — —

---

Indeß kennen wir Ein Gebiet: da wäre jede Nachgiebigkeit Sünde. Wollte sie aus Liebe zum königlichen Bruder oder aus Liebe zum französischen Vaterland Gott die unbedingte Herrschaft über ihre Seele entziehen: wir könnten sie nur beklagen; eine Entschuldigung hätten wir dann nicht mehr. Und der Schein mag zunächst allerdings für jenen abgöttischen Vorzug sprechen.

Margarethe, nach Art der liebereichen Gemüther, hatte in sich einen solchen Schatz von Wohlwollen, daß es garnicht wenige Personen gab, die sich für die von ihr am meisten Begünstigten ansahen und in solcher Liebe ihr Glück fanden. Zu diesen gehörte auch ihr theurer Neffe, Montmorency. Er galt am Hofe für la personne de ce monde, à qui plus elle avait d'amour et de fiance. Diesem fällt es ein, eines Tages sie beim König wegen protestantischer Umtriebe zu verdächtigen. War es schwarzer Verrath, hinter dem Andere steckten; war es bei dem Capitaine Brulebanc, der an Gründen niemals Ueberfluß hatte, ein verzweifeltes Mittel, um Margarethen von ihrem Unrecht zu überzeugen und ihre Seele zu retten? Wir lassen es dahingestellt. Franz aber — und darauf kommt es hier an — antwortete dem Connétable mit einem

Unwillen, der ihn die königliche Ungnade ahnen ließ: „Sprecht mir nicht von der, Die liebt mich gar. Sie wird nie anderes glauben, denn was ich glaube! und wird nie eine Religion annehmen, die meinem Staate schaden könnte.“ — So Franz.

Wie steht es um Margarethen? Unterwirft sie sich wirklich der Dictatur des Bruders auch auf religiösem Gebiete? Wir unterscheiden. Franz hat Recht, wenn er von der Religion spricht, als einer kirchenbildenden Macht. Margarethe besucht die Klöster, feiert die Messen, betheiligt sich an den großen öffentlichen Prozessionen, bekränzt die Bilder der Heiligen, küßt dem Pabste die Füße, kurz in allen äußeren Dingen werden wir sie immer dem Geschmacke des Bruders huldigen sehen, einem Geschmacke, an dessen Läuterung und Verklärung sie dabei durch Liebe und Sanftmuth im Stillen zu arbeiten nie unterläßt.

Doch die Religion ist auch — und das hatte Franz nie erfahren — eine Herrschaft des lebendigen Gottes über die Herzen. Hier stehen wir an der Grenze von Franzens Einfluß über die Schwester. Aeußerlich des Bruders treues Conterfei, ist sie, seit 1521, innerlich sein gerades Widerspiel.

Wie sie auch dies Problem wieder zu lösen vermochte, ohne eine Spur von Heuchelei, das müssen wir bald näher erwägen. Jetzt ist uns nur wichtig festzustellen: es giebt für sie einen Appell vom königlichen Bruder an den himmlischen Gebieter. Dieser einsame Schmerzensschrei zu den Wolken, er ist um so durchdringender, je mehr sie oft der tyrannische Bruder mißversteht, mißbraucht und bedrückt. Solchen Seelenzuständen verdanken wir ihre schönsten Gebete. —

Und doch wirkt auch auf diesem Grenzgebiete Franzens Einfluß unwillkührlich nach. Wie jeder Mensch die Gottheit, die er liebt, gern mit den Ausdrücken anredet, die das ihm theuerste bezeichnen, so spricht auch Margarethe am häufigsten zu Jesu und von Jesu als ihrem königlichen Bruder und Herrn.

Nehmen Sie ein Beispiel statt vieler. Sie betet:

Oh süßer Bruder, der die Strafe schenkt
Der eitlen Schwester und zu Dir sie lenkt,
Und der Du für ihr Murren, Kränken, Hohn,
Nur Gnad und Liebe geben magst als Lohn —
Es ist zuviel, mein Bruder! ach zuviel!
Wie bin ich's werth, daß ich dir so gefiel!

Um nun aber Margarethens Frömmigkeit zu würdigen, müssen wir ihre Umgebung prüfen, und vor allem fragen, was der Frömmigkeit nennt, welcher in allen andern Dingen ihr Ideal ist, Franz. Die arme Margarethe! Hätte sie nur glauben wollen, was ihr königlicher Bruder glaubte, woran hätte sie dann noch glauben können? Denn forscht man nicht nach einer Summe von religiösen Formeln und Gebräuchen, sondern nach der Summe von Kraft, welche

die Seele aus dem Umgang mit Gott schöpft, so war die Frömmigkeit der damals hergebrachter Maßen frommen Höfe gleich null: der oberste Grundsatz der königlichen Religion war der königliche Vortheil.

Zur Reformationszeit mußte sich dies zeigen in der Stellung der Monarchen zum Pabst. Heinrich VIII. von England schämte sich nicht wegen einer Ehescheidungs-Weigerung sich vom „Haupte der Christenheit" förmlich loszusagen. Carl V. läßt im Frühjahr 1527 unter Bourbon die päbstliche Hofburg stürmen, Rom acht Tage plündern und den ungehorsamen Pabst gefangen halten: freilich, indem er gleichzeitig allen katholischen Höfen sein inniges Bedauern über die Katastrophe ausdrückt und in allen Kirchen — oh heiliger Macchiavell! — Gebete für die Befreiung des Pabstes anordnet. So droht auch Franz I., so oft sich irgend ein Pabst seinem Willen renitent zeigt, mit offenem und völligem „Abfall" zum Protestantismus. Bekannt sind seine lebhaften Unterhandlungen mit dem Churfürsten von Sachsen zur Ueberlassung Melanchtons im Jahre 1535: eine Ueberlassung, die, wenn sie ins Werk gesetzt worden wäre, abgesehen von den unberechenbaren Folgen für Frankreich, wahrscheinlich Melanchtons wie Margarethens Charaktere nicht wenig umgeprägt haben würde. — Stand der königliche Vortheil auf der Seite des Aberglaubens, so war Franz mit dem Pabste ein Herz und eine Seele. Waren die Umstände andere geworden, so hielt es das königliche Gewissen keines Augenblicks Bedenkzeit werth, sich mit protestantischen Fürsten, ja mit dem Feinde der Christenheit, dem Sultan, zu verbinden. Zauberer, so glaubte Franz und Frankreich, ständen mit den Mächten der Hölle im Bunde. Als aber solch ein Teufelskünstler ihm versprach, seine in der Gewalt des Kaisers als Geißeln befindlichen Kinder aus Madrid durch die Lüfte nach Paris zu führen, so befahl Franz unter den günstigsten Bedingungen ihn aus Deutschland schleunigst an seinen Hof, und ließ ihm in Voraus aus den Kirchenkassen bedeutende Summen auszahlen, zur großen Befriedigung seiner erlauchten Mutter, der hochweisen Räthe und der heiligen Cardinäle. Dabei huldigt Franz der Messe und den katholischen Ceremonien pünktlich und streng, weil er es nicht anders gewohnt war, so am bequemsten mit Gott fertig zu werden glaubte und es seinem katholischen Volke gegenüber im Regierungs-Interesse für nöthig hielt. Ueber die muthwillige Zertrümmerung eines pariser Marienbildes konnte er in eine solche Wuth gerathen, daß der ganze Hof wie bei einem Erdbeben erzitterte. Die kühne Anheftung eines extrem-protestantischen Plakats an das königliche Schlafgemach riß ihn zur größten Grausamkeit gegen alle der Lutherie nur irgendwie verdächtigen Personen fort. Mit religiösem Schauder weidete er sich an ihrer Hinrichtung. In trauten Freundeskreisen ganz ebenso arge Verwünschungen, wie die Plakardisten, gegen Mönche, Bischöfe, Cardinäle und den Pabst selbst auszustoßen, machte er sich kein Gewissen. Wer, wie Rabelais, in seinem Gargantua und Pantagruel, die matagotz, cagotz, papelars in Einer Reihe mit den démoniacles Calvins, imposteurs de Genève, verspottet als Kinder der Widernatur, deren Erstlinge Zwietracht und

Maßlosigkeit gewesen, den schützt Franz gegen Sorbonne und Parlament, befreit ihn mehrfach aus dem Gefängniß, versieht seine Schriften mit königlichen Privilegien, spricht seine Freude aus, daß tout le monde se met à pantagrualiser; ja lobt es sogar, daß von jenen Aventures in zwei Monaten mehr Exemplare verkauft worden seien, als Bibeln in neun Jahren. Am wenigsten läßt er sich durch seinen Beichtvater einschränken in der Befriedigung seiner maßlosen sinnlichen Begierden. Und wenn er darin auch nicht den Grad der Vorsicht Carls V. erreicht hatte, welcher nicht nur seine Mitwelt, sondern noch zwei folgende Jahrhunderte zu täuschen verstand, so gelang es Franzen doch, seiner vertrauten Schwester weiß zu machen, daß er, wie „der allerchristlichste", so auch der tugendsamste Herrscher sei, als welchen sie ihn besang.

Die königliche Schauspielerei ahmten, wie auf Befehl, alle Höflinge nach. Durch genaue Beobachtung der Horen, Theilnahme an allen großen Messen und pomphaften Prozessionen, durch modische Begeisterung für Marots Psalmen, unter denen jeder Höfling einen Lieblingspsalmen haben mußte, und die nach bekannten weltlichen Melodien am Hofe gesungen wurden, gewöhnte sich ihr Laster officiell der Tugend und der Frömmigkeit zu huldigen. Auch der gemeine Witz schmiegte sich in die vorgeschriebene Form. Es gehörte zum guten Ton, täglich in der Bibel zu lesen. So wurden denn ganz vorzüglich gesucht und als Vielliebchen oder Neujahr unter Herren und Damen am Hofe verbreitet eine besondere Art von Buchzeichen — kleine, schlüpfrige, höchst anstößige Gedichte, welche die Devise tragen: „in ein Brevier, in ein Gesangbuch, in die Bibel zu legen." — —

---

Mitten in einen äußerlich so eleganten, fein polirten und wohlanständigen, im Innern aber so sittlich und religiös zerfressenen Hof war Margarethe durch ihre Geburt gestellt. Sie sollte die Sonne sein, um welche diese finstere Welt sich drehte. Aber sie kannte Besseres. Darum hatte sie für sich zum Sinnbild die Sonnenblume gewählt mit der Devise: „Nach oben strebt sie."

Es liegt auf der Hand, daß in einer solchen Umgebung fromme Tugend nicht das gleichmäßige, mühelose Athmen der Unschuld, sondern unter schweren Seufzern errungen, unter täglichen Versuchungen erprobt, unter Verleumdungen und Sorgen gestählt sein mußte. Das erforderte eine sittliche Heldennatur, einen Glauben, der die Welt überwindet. Die Bevollmächtigten, Legaten, Räthe, Gelehrten, Künstler, die an den französischen Hof kamen, sie machten es zu ihrem frühesten und hauptsächlichsten Studium, Franzens Schwester zu gefallen. Alle entzückte sie: allen flößte sie das tiefste Vertrauen ein. — Aber auch Margarethe war von Fleisch und Blut. Und je lauter nun dieser Höflinge Herzen für die Herrin schlugen, um so fester zogen sie um die muntere, geistreiche, üppig schöne Fürstin ein Netz von Schmeichelei, Intrigue und Verlockung zusammen. Bald waren es Prinzen und höhere Officiere, bald obere Staatsbeamte und die kühnen

Göttersöhne, die Poeten, welche auf mehr oder minder galante Weise Margarethen Liebesanträge stellten. Es sind uns da mancherlei Anekdötchen überliefert. Viele deutet sie selber an. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß die Prinzessin alle dergleichen Zumuthungen mit keuscher Würde, aber auch mit dem entzückenden Geiste und jener Grazie abwies, welche ihre Verehrer dauernd an sie gefesselt hielt. —

Indeß aus der Defensive trat ihre fromme Tugend geschickt und gern in die Offensive über. Eine kämpfende Armide ist nicht selten gefährlicher als Mars selbst. Seiner schönen Schwester zu Gefallen hatte Franz die bisherige europäische Sitte umgeworfen, welche das weibliche Geschlecht vom Hofe ausschloß. Daß sich diese Neuerung seitdem in Frankreich erhalten, und von dort an die fremden Höfe verpflanzt hat, das ist dem taktvollen Benehmen Margarethens zu verdanken. Steht es doch fest, daß ihre verklärte, duftige Gegenwart wesentlich dazu beitrug, den Ton am französischen Hofe zu heben. Ihr ganzes Heptaméron ist davon ein fortlaufender Beweis. Freilich war an jenen Höfen die Anwesenheit der Damen nur möglich, wenn Ohr und Lippe auf den Puritanismus von vorn herein verzichteten. Verpönung der Zote hätte bei der Mehrzahl der Höflinge völliges Verstummen zur Folge gehabt. So sehr war der Geschmack verdorben! Aber wenn diese Helden der Gemeinheit sich nun allerlei lustige, nicht selten unmoralische Geschichten erzählen, und ihre Unverschämtheit mit Unglauben und Gottlosigkeit sich brüstet, dann interpelliren sie Margarethe und ihre Damen, weisen sie an zur Sittlichkeit, Frömmigkeit und Treue, und führen Beispiele dieser Tugenden in pikanten, auch immer selbst erlebten Geschichten vor. Das beliebte Thema fast all' jener in den Rahmen von 7 Tagen vertheilten Erzählungen des Heptaméron ist die eheliche Treue. Margarethe hat eine bewundernswerthe Fertigkeit, an Liebesabenteuer fromme Betrachtungen zu knüpfen, nicht weil sie jemals Abenteuer gesucht hätte, sondern weil die echte Frömmigkeit immer an das wirklich vorliegende anknüpft. Wer mit ihr den Tag verleben will, der muß sich, wo es auch sei, ihrer Gewohnheit der Morgen- und Abend-Andacht fügen. Auch auf der Klosterwiese unter der großen Ulme, wo mit seiner bunten, abenteuerlichen Welt das Heptaméron spielt, beginnt jeder Tag und schließt ein jeder mit einer Stunde gemeinsamen Bibellesens unter Gebet. Ihr Bekehrungs-Talent spricht sich übrigens in allen ihren Schriften aus. Es sei mir gestattet, zunächst zwei Beispiele aus jener Gedicht-Sammlung vorzulegen, die unter dem Titel Marguerites (Perlen) de la Marguerite des princesses 1547 zu Lyon im Druck erschienen sind. Das eine Gedicht zeichnet die Art, wie sie ihre Hoffräulein von den unsittlichen Vergnügungen des französischen Hofes zu Jesu herum zu holen sucht. Es lautet:

Leb wohl, mein Mädchen
Nicht harr' ich hier;
Ich suche Leben
Im Kreuze mir.

Ach! könnt' ich betend
Dich zieh'n dorthin,
Gewiß; Du folgtest
Der Führerin. —
Nicht zög're, Mädchen,
Komm, glaube mir!
Und suche Leben
Im Kreuze Dir. —

Das andere bringt in Verse eine Jagdunterhaltung, wie sie solche auf ihren Schlössern, z. B. zu Fontainebleau, mit den Begleitern ihres königlichen Bruders oder ihres Gemahls zu führen pflegte.

Ein Jäger eine Dame fragt,
Die unschuldsvoll des Glücks sich freute,
Ob ihm in Feld und Hain die Jagd
Gestattet sei mit seiner Meute;
Er sei voll Lust zu diesem Werke
Und voller Waidmannsfreudigkeit!
Die Dame sprach zu ihm: „Wohlan!
Das Wild zu jagen ist wohl Zeit ....
Allein ... Ihr seid kein Jägersmann!
Das, was Ihr sucht, ist im Revier,
Wo keiner von den Ungetreuen
Je hingelangt, so scheint es mir;
Das Kreuz ist's, das so viele scheuen,
Deß sich jedoch die Guten freuen,
Die rastlos stets ihm jagen nach.
Ach! wenn in Euch der Wunsch würd' wach,
All Gut zu setzen hintenan,
Aus Liebe zu des Kreuzes Schmach ....
Allein ... Ihr seid kein Jägersmann!"
Und als der Jäger dies gehört,
Sprach er mit Zorn in seinem Blicke
Und wie im Innersten empört:
„Versteh' Euch nicht! Ich eil' zurücke,
Zur Birsch, um in des Waldes Dicke
Den edlen Hirsch zu holen ein."
Margarethe:
„Nicht ferne wird er von Euch sein,
Allein .... Ihr seid kein Jägersmann!
Wenn Ihr an eines Baches Quelle
Euch niedersetzet, um zu träumen,
Zu trinken von der süßen Welle,

Und Euch zu freu'n an ihrem Schäumen,
So würde sicher ohne Säumen
Der Hirsch Euch stracks entgegengeh'n,
An Euer Herz sich schmiegen an ....
Allein ... Ihr seid kein Jägersmann!"

Der junge Jäger:

„Oh Fürstin, nein, ich weiß zu gut,
Daß man des Ruhmes helles Blinken
Niemals erreicht ohn' Kraft und Muth ...
Von diesem Quell mag ich nicht trinken."

Margarethe:

„Ach! ach! ... Ihr seid kein Jägersmann!" —

Endlich begreift der junge Jäger, was man ihm sagen will, und nach einigen andern Unterhaltungen mit der Fürstin ruft er aus:

„Nun fühle ich des Glaubens Sonne;
Hinweg! Du sünd'ge Erdenwonne!
Der Herr hat wohl an mir gethan."

Margarethe:

„Seid jetzt ein rechter Jägersmann." — —

Den gleichen Bekehrungseifer wie in den Gedichten finden wir aber auch in ihren Briefen. Als der Bruder in der Gefangenschaft ist, schickt sie dem mitgefangenen Marschall Montmorency die Episteln des Apostel Paulus nach, damit der König täglich unter Gebet (par manière d'oraison) darin lese. In der Abwesenheit Margarethens hatte sich Franz davon entwöhnt. Denn schon 1522 war es ihr gelungen, die ihr liebgewordene Sitte beim Bruder wie bei der Mutter durchzusetzen. Sie war so sehr von dem Nutzen dieser Gewohnheit durchdrungen, daß sie, ein königlicher Reiseprediger, selbst auf ihren Tagefahrten dieselbe den fremden Edelleuten an's Herz legte. „Ihr werdet erfahren, erklärte sie z. B. denen zu Pamiers, daß wenn ihr täglich mit der brünstigsten Andacht einen Theil des A. oder N. T. durchleset, eure Seele von der Sünde abgekehret und leichter zur Tugend gewandt wird." —

Um nun aber in diesem unablässigen Kampfe für das Reich Gottes mit dem heiligen Geiste stets gerüstet zu sein, unterließ sie es nie, in kindlicher Demuth der Fürbitte derer sich zu empfehlen, die ihr weiter gefördert schienen als sie selbst. Besonders häufig begegnen wir solcher Aufforderung in ihrem Briefwechsel mit dem erleuchteten Bischof von Meaux sowie mit dem Grafen Sigismund von Hohenlohe. Ihm fühlte sie sich ja, wie sie selbst sagt, in stärkerer Liebe, als „der Verwandschaft des vergänglichen Fleisches und Blutes" verbunden. Und noch in dem letzten der vorhandenen Briefe erklärt sie: „Der, welcher ist, was Niemand, als nur sein Geist, begreifen kann, wolle Euch alle Freude und aller Trost sein, und Euch durch die Heimsuchung seines heiligen Geistes die Liebe zurückgeben, die ich, als ich euren Brief gesehen und die Rede eures Boten gehört,

von Euch empfangen habe." Die heilige Fürbitte solcher Jünger Jesu dünkte sie eine demantene Waffe zu Schutz und Trutz wider alles Böse.

Hat nun Margarethe mit solchem Bekehrungseifer am französischen Hofe Erfolge erzielt? Das läßt sich bei der weitaus größten Zahl der Herren und Damen des Hofes geschichtlich nicht erweisen, aus dem einfachen Grunde, weil Jener Leben nicht in die Geschichte aufgenommen worden ist. Auf den Bischof von Meaux und den Grafen von Hohenlohe übte sie auch religiös einen unverkennbaren Einfluß. Franz verdankt ihr den Rest seiner Religion. Am deutlichsten tritt aber die charakterbildende Kraft Margarethens hervor bei den hohen Frauen ihrer eigenen Familie. Das Strahlenbild, welches sie in jene Frauenherzen geworfen hat, es darf nicht unbeachtet bleiben, will man anders der Original-Erscheinung die volle Würdigung zukommen lassen.

Hätte Sokrates nichts gethan als den Plato, Plato nichts als den Aristoteles heranzubilden, diese Meisterschaft allein würde ihnen die Unsterblichkeit gesichert haben. Als Zeugniß für die Geistesgröße und Herzensfrömmigkeit der Navarrischen Fürstin würde die eine Thatsache genügen, daß es Margarethen gelungen ist, drei Fürstinnen: den Stern Ferraras und die Deborah des Hugenottenthum's und die Minerva Frankreichs, nach ihrem Muster zu bilden.

Ferraras Stern, die Tochter des zwölften Ludwig, wurde an den Höfen von Paris und Nérac durchaus nach dem Vorbild ihrer Verwandten, der achtzehn Jahr älteren Prinzessin Margarethe, auferzogen. In ihrer Umgebung lernte Renata Griechisch, Lateinisch, Mathematik, Astrologie: Dort ließ sie sich in die Geheimnisse der Weltweisheit, vorzüglich aber in die der Gottesgelahrtheit einweihen. Es zeugt von einem tiefen Verständniß des Verhältnisses beider, wenn Clément Marot das für Renaten verfaßte Klagelied aus Ferrara an die Navarrische Margarethe richtet:

Ach lausche, Margarethe! jenen Leiden
Die 's fränkisch Herz Renatens fast zerschneiden;
Kannst Du mit Trost, oh Schwester, sie nicht weiden,
Wo Hoffnung schwand?

Du weißt, wie sie verließ ihr Heimathland,
Wie sie nicht Freund', noch Eltern wiederfand;
Doch weißt Du nicht, wie sie nun lebt verbannt
Dort in der Fremde!

Hier sieht sie niemand, dem sie Leid mag klagen,
Ihr strahlend Auge kann soweit nicht tragen,
Und um dies Gut ganz auszulöschen, ragen
Die Berg' dazwischen. —

Marot hat Recht. Unter der Tyrannei des Gemahls, des Herzogs Hercules von Este, wendet sich Renatens Seele niemand anders als ihrer erlauchten Bildnerin zu. Von Margarethen hat sie überkommen jene hohe Freude an der freien Forschung der Wissenschaft sowie an den

genialen Schöpfungen der Kunst, welche ihr Ferrara in ein zweites Nérac verwandelten; von Margarethen jenes warme Mitgefühl mit allen Verfolgten, das so viele hohe Geister, wie Calvin und Marot, an ihrem Hofe erquickt hat; von Margarethen den glühenden Patriotismus, der sie in jedem Franzosen ihren leiblichen Bruder begrüßen ließ; von Margarethen insbesondere jene freisinnige, in der Bibel allein gegründete, kerngesunde Frömmigkeit, deren Wonne die Werke der Barmherzigkeit an den ärmsten und verlassensten unter den Brüdern Jesu ist. Kurz Renatens bestes Ich ist die Navarrische Margarethe. —

Auch die Deborah des französischen Protestantismus, Margarethens einzige Tochter, Johanna d'Albret, sie wurde, wenn auch fern von der Mutter, so doch genau nach ihrem Muster erzogen. Bald ist sie, wie Margarethe berühmt in allen weiblichen Handarbeiten, vornähmlich in Stickereien und Goldbrokaten. Dem giebt sie sich so mit ganzer Seele hin, daß sie von ihren Seelsorgern sich die Erlaubniß erwirkt, während sie der Predigt aufmerksam zuhört, ihre Tapisserie unausgesetzt fortführen zu dürfen. In solch ein Kunstwerk wirkt sie dann ein Stück von ihrem Herzen mit hinein. Berühmt ist eine ihrer Tapeten, les Prisons brisées. Sie enthielt in 12 Rahmen ebenso viele Freiheitsstücke aus der Geschichte des A. T., eingerahmt ein jedes von zerbrochenen Ketten, zerrissenen Handschellen, zertrümmerten Schnell- und Hänge-Galgen; alles mit der Gesammt-Ueberschrift: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." 2. Cor. 3. Ein anderes Musterstück von ihrer Hand hatten wir oben zu erwähnen Gelegenheit. Dabei war sie in Kurzem auch, gerade wie die Mutter, des Französischen, Bearnesischen, Spanischen, Lateinischen und Griechischen mächtig; und wie sie in Versen geübt, wenn auch nicht mit gleicher Fruchtbarkeit und gleichem Erfolge. Aber noch mehr. Diese geschickte Handarbeiterin, diese weibliche Gelehrte, sie war von männlichem Geiste, wo es Noth that: Wie die Mutter steht sie da, in der Gefahr muthig, nur noch entschlossener, noch energischer gegen die Könige von Frankreich; im Kriege umsichtig, thätig, besonnen, nur noch praktischer eingreifend, ja ein geborener Feldherr; im Frieden allen Unterdrückten und Verfolgten, insbesondere den Protestanten Zuflucht, Schutz und Unterstützung an ihrem Hofe gewährend. Wittwen und Waisen, zumeist die verschämten Armen suchte sie in ihren Hütten selber auf; sie gründet mit freiem Unterricht, Armenschulen, die sie selbst überwachte; kurz sie versteht es mit solch einem Erfolge der Armuth sich anzunehmen, daß es in ihrem Reiche bald keinen Bettler gab. Dabei, eine echte Soldaten-Mutter, pflegte sie mit eigenen Händen die verwundeten Krieger, Hohe und Niedere; in den Hospitälern, wo man sie täglich traf, half sie, wenn der Augenblick drängte, ohne zu zucken, Wunden verbinden, und versagte selbst bei Amputationen ihre sachverständigen Dienste nicht. Und diese heldenmüthige Gesinnung hob und verklärte die hugenottische Deborah durch eine aufrichtige Frömmigkeit, der es Bedürfniß ist mit ihrem Heiland ein stetes Gebetsleben zu führen, eine Frömmigkeit, die sich auch dadurch als Erbschaft der Mutter

erwies, daß ihr Mittelpunkt war und blieb die Toleranz. — Auch in Johanne d'Albrets großem Sohne, dem Friedebringer, dem Geber des Edict von Nantes, dem Repräsentanten der Toleranz, auch in Heinrich IV. erinnern so manche, ja vielleicht die besten Züge an seine Mutter Johanne und an seine Großmutter, die Marguerite des princesses. —

Endlich auch die Minerva Frankreichs: Margarethe, die Tochter des ersten Franz, später Gemahlin des Herzogs Philibert von Savoyen († 1574), sie spiegelte unverkennbar wieder das Bild ihrer Tante Margarethe von Navarra. Gestützt, wie jene, auf ein umfassendes Wissen, beschützte auch sie, wo sie Hof hielt, in Bourges, Genf und Turin, die Gelehrsamkeit und die Künste, insbesondere die Juristen; wie jene, hat sie ihr Herz aufgeschlossen für Trost und Licht des reineren Evangelium, ohne darum jemals anders Gläubige zu verdammen; wie jene, schüttete sie ihre Wohlthaten über eine große Menge Unglücklicher aus. Nach der Bartholomäus-Nacht schickte die Savoyische Margarethe jährlich 4000 Gulden nach Genf für die aus Frankreich geflohenen Hugenotten. Dabei legte sie jedes Jahr ein Drittheil ihres Einkommens in einem besondern Koffer zurück, für die durch ihr Land wandernden Franzosen. Kurz, sagt Brantôme, der sonst bekanntlich eine Vorliebe für das Skandalöse hat, sie war die Güte selbst (la bonté du monde.) Der Kanzler l'Hospital, ein großer Verehrer der Navarrischen Margarethe, und ihrer Tochter, Johanne d'Albret, rechte Hand, er unterstützte auch all jene edlen Anstrengungen der Nichte des ersten Franz. „Eine anständige Freiheit, so beschreibt er aus eigener Erfahrung ihren Hof zu Bourges, eine anständige Freiheit gefällt Euch besser als alle Schmeicheleien; Ihr seid immer leutselig für die, welche Ihr an Eurem Hofe zulaßt, huldvoll (gracieuse) ohne Trug, edel ohne Stolz. Den Unglücklichen gern hülfreich, ist Euer Haus die Zuflucht der Gutgesinnten (des hommes de bien): es ist heilig und verehrt. An Eurem Tische pflegt sich niederzulassen eine auserlesene Gesellschaft von Gelehrten, welche die Länge des Mahls würzen durch die Mannichfaltigkeit ihrer Reden; Ihr erscheint in ihrer Mitte wie eine Königin, als erleuchtete Schiedsrichterin der Worte und Richterin der Bühne. Ihr hört ihre Unterhaltungen, Ihr hört die guten und manchmal die schlechten Verse an, welche die Dichter gerade vorlesen; Ihr bewilligt Allen gerechte Belohnungen, oder, während Euer Bruder (Heinrich II.) ruhmvolle Kriege weiter führt, ruft Ihr seine Gunst wach für die Musen, die sich den glücklicheren Arbeiten des Friedens widmen." So der Kanzler. Wir wiederholen: der Savoyischen Margarethe bestes Ich ist wieder Margarethe von Navarra.

Wahrlich, drei schöne Spiegel für unserer erlauchten Fürstin Bild! und immer finden wir als Grundzug wieder jene praktische Frömmigkeit, die in den Armen Gott dient, und alle irdischen Interessen der aufrichtigen Jesusliebe unterordnet.

---

Allein jede Frömmigkeit hat eine bestimmte kirchliche oder gemeindliche Färbung. Eine Frömmigkeit nur so im Allgemeinen, ohne besondere Form und Gestaltung,



hat nie Fleisch und Blut gehabt: sie verspricht alles, und leistet nichts. Wie bei jeder geistigen Erscheinung, so sind auch bei der Frömmigkeit Ort und Zeit die hauptsächlichsten Färbestoffe. Darum fragen wir nun näher: an diesem Hofe, in diesem Zeitalter, welches kirchliche Gepräge nahm Margarethens Frömmigkeit an? — Wir bemerkten oben, wie sie sich, in den äußeren Formen, der Religion ihres Bruders unterzuordnen pflegte.

Aber Franz war kirchlich Katholik. War es auch Margarethe? Wir sahen sie oben (noch 1536) bei allen katholischen Ceremonien betheiligt. — Nichtsdestoweniger haben die römischen Ultras ihre Glaubensgenossenschaft stets verschmäht. War doch die Fürstin zeitlebens dem Ungestüm ihrer Angriffe ausgesetzt! — —

Welch einen Sturm im gesammten katholischen Lager erregte nicht schon die Veröffentlichung ihrer ersten Schrift! Ihr Miroir de l'âme pécheresse war schon 1531 erschienen. Protestantisches enthielt er ja nichts. Aber auch nichts Katholisches: nichts von Pabst, Heiligen, Büßungen, nichts von Prozessionen, Ablaß, Fegefeuer. Jesus, Jesus, nichts als Jesus! Das genügte der Sorbonne, die Schrift als ketzerisch zu verdammen. Dies war der Beginn des lange vorher verkündigten „Kreuzzuges gegen den ketzerischen König Franz." Natalis Beda, der Syndikus, speite Feuer und Flamme. Der Sieg schien zweifellos, sobald man nur des Volkes sich versichert hätte. — Der Katholicismus hat es je und je geliebt, auf die Masse mit drastischen Mitteln zu wirken. War nun die Verurtheilung durch die Sorbonne nur auf die Gelehrten berechnet, so sollte eine öffentliche Vorstellung in dem Collége de Navarre den Ruf der Navarrischen Königin im Volke zerstören. Solche Schauspiele, periodisch wiederkehrend, gehörten ja zum Leben der mittelalterlichen Convikte: für die jugendlichen Schauspieler eine stets willkommene Gelegenheit, gegen mißliebige Vorgesetzte allerlei kleine Rache zu üben, und viele Dinge zu sagen, die man sonst verschweigen mußte.

Ueber die Posse gegen die Königin von Navarra, die zu einem politischen Ereigniß wurde, sind wir in der glücklichen Lage, dem Bericht eines Augenzeugen folgen zu können. Es ist kein Anderer, als der 24jährige Calvin. Dargestellt von einem schönen jungen Studenten in jenem Uebergangsalter, welches die Griechen als den Typus vollendeter Schönheit ansahen, tritt eine Königin auf, die, nach sittsamer Frauen Weise, ihre Freude findet an dem Spinnrocken, an der Nadel, an der Küche. Plötzlich stürzt eine Furie in das königliche Gemach, die Fackeln furchtbar schüttelnd; sie eilt auf die Fürstin zu, und treibt sie an, Nadel und Durchschlag wegzuwerfen. Die Königin sträubt sich. Die Furie dringt ungestümer auf sie ein. Die Königin giebt nach; die Furie nöthigt ihr ein Evangelium in die Hand. Von Stund' an geht eine Umwandlung mit der Fürstin vor. All' ihre Lieblingsbeschäftigungen vergißt sie, sich selbst fast auch. Ihre höllische Begeisterung steigert sich zu entsetzlicher Tyrannei. Zuletzt treffen wir sie an, wie sie sich weidet an allen erdenklichen Arten von Grausamkeit, gegen Unglückliche und Unschuldige Blut und Folter sinnend. —

Die Vorstellung im Collége von Navarra war nur eine der vielen Aeußerungen des tödtlichen Hasses, den die humanen, alle Gelehrten und Künstler, ja jeden Verfolgten schirmende Königin von Navarra bei der ketzerfresserischen Obscuranten-Partei des Noël Beda fand. Andere seiner Vergötterer gingen noch ungestümer vor. Ein Barfüßermönch aus Issondun schrie von der Kanzel herab, Margarethe verdiene lebendig in einen Sack genäht, und in den Fluß geworfen zu werden, da es am tiefsten ist; ja auf Anlaß des Bischofs von Condom wurden mehrfache Versuche gemacht, die Ketzerin im Weihrauch zu vergiften.

Margarethe liebte ihr Leben nicht; und als der im Innersten empörte Franz sich anschickte, gegen diese Nichtswürdigen zu wüthen, bat die Königin für alle um Gnade, und erhielt sie. Aber eins stand ihr höher als ihr Leben: das war die Frömmigkeit: die sollte niemand ungestraft dem öffentlichen Hohn und der Verachtung preisgeben. War doch die Zeit so geartet, daß die Religion noch einer weltlichen Bevormundung zu bedürfen schien.

Darum trug sie bei ihrem königlichen Bruder darauf an, die Sorbonne und das Collége von Navarra zur Rechenschaft zu ziehen. Der Stadtrichter, begleitet von 100 Polizeidienern, — es war ja ein Gefecht zu gewärtigen — begab sich nun nach dem Gymnasium von Navarra, und befahl, das Haus zu umzingeln, damit keiner entkäme. Mit wenigen dringt er ein: der Autor der Komödie hält sich in gutem Versteck. Statt seiner werden die Schauspieler festgenommen. Dem widersetzt sich der Direktor. Durch Steinwürfe kommt man den Mitschülern zur Hülfe. Die Polizeidiener weichen zurück. Aber der Stadtrichter behält schließlich die Oberhand: auf sein Andringen müssen die Schüler die Posse sofort wiederholen. So wird alles entdeckt; und die jugendlichen Majestätsbeleidiger werden auf Befehl des Königs in's Gefängniß abgeführt.

Das Gymnasium war bestraft: jetzt machte sich Franz daran, seine erlauchte Schwester auch an der ergrauten Lehrerin der Jahrhunderte, der fast kindisch gewordenen Sorbonne, zu rächen. Für das Jahr von Ostern 1533 bis Ostern 1534 hatten die Pariser Studenten aus ihrer eigenen Mitte den Studiosus der Medicin Nicolaus Cop gewählt, einem uralten Brauche folgend, der es vorschrieb, daß der Rektor der Universität ein Student sei. In's Kloster der Maturiner, den gewöhnlichen Sitzungsort, berief dieser, wie die Akten der medicinischen Facultät melden, eine feierliche Senatsversammlung, zu dem Behuf daß die Universität dem Könige Rede stehe, weßhalb man die Schrift „miroir de l'âme pécheresse" verdammt habe. Nicolaus Cop, der Sohn des Leibarztes Franz I., hatte den königlichen Befehl um so lieber ausgeführt, als er, wie alle Erleuchteten, ein Freund Margarethens war. Ist er doch derselbe, welcher bald darauf wegen seiner kühnen, echt protestantischen Rektorats-Rede fliehen mußte. Augenblicklich aber noch in Amt und Gewalt, trug er den vier Fakultäten die Sache vor, und drohte den Doktoren, so sagen die Akten, wegen ihrer anmaßlichen Frechheit gegen die Königin von Navarra, diese mütterliche Beschützerin aller Wissenschaften und Tugenden, Seiner Majestät des Königs heiligen Zorn.

Und was das bei Franz zu besagen hatte, das wußten die Doktoren nur zu gut. Hatte er doch dem Parlament, welches eine von ihm willkührlich erlassene harte Jagdordnung nicht einregistriren wollte, durch seinen Kanzler Duprat antworten lassen: „Er sei Herr, und wenn die Parlamentsräthe nicht gehorchten, würde er sie wie Rebellen behandeln und züchtigen gleich den geringsten Unterthanen.“ — Die Sorbonne würde er sicher nicht mit mehr Schonung behandelt haben: Wie wenig er ihr wohlwollte, hatte er ja so eben durch Gründung des Collége de France gezeigt (1529 sq.).

Die medizinische Facultät, in der sich so manche Freunde Margarethens befanden, erklärte, besagtes Buch kenne sie nicht: nach der Ueberschrift ginge es den Glauben an. Es möchte daher die theologische Fakultät die Universität dabei außer Spiel lassen und den Streit für sich ausmachen. An den König sandte sie sofort ein ausdrückliches Entschuldigungs-Schreiben. Doch auch die andern Fakultäten wurden von gewaltiger Angst ergriffen, besonders die theologische, der die königlichen Professoren am Collége de France schier den Garaus zu machen drohten. Man einigte sich dahin, man müsse die Thatsache abläugnen: die Feigheit hat immer zu diesem Mittel gegriffen. Der Pfarrer von St. André Dr. le Clerc, der im amtlichen Auftrage der Universität das Verdammungs-Urtheil abgefaßt hatte, er wurde nun der allgemeine Sündenbock. Leider besaß auch er den Muth des Duldens nicht. Zitternd erging er sich in einer langen Lobrede auf den edlen König Franz, über dessen Beharrlichkeit, auf dem Wege des Rechts und der Frömmigkeit, jene der heiligen Fakultät verderblichen Rathschläge, welche ihm einige böse Menschen zuflüsterten, nichts vermögen würden. Man sieht, er macht ein Bündniß mit der katholischen Hälfte im Herzen Franz's. — In Betreff des von ihm selbst verdammten Bußspiegels aber gab er vor, als habe er nicht gewußt, daß besagtes Buch von der navarrischen Königin verfaßt sei: — es war ja annonym erschienen — angehalten habe er es nur, weil es nicht mit der vom Gesetze geforderten Billigung versehen war. Dies das klägliche pater peccavi des armen Pfarrers von St. André. — Unter allgemeiner Zustimmung erklärte nun der jugendliche Rektor, die Universität Paris könne die Censur, welche jenes Buch unter die verbotenen oder verdächtigen gestellt hätte, nicht anerkennen! Auch dieser Beschluß wurde dem edlen (!) König Franz gemeldet.

Welch' andere Achtung würde Franz vor der Würde des Volks und der Menschheit gewonnen haben, hätte er sich nicht von so feigen Corporationen, wie zu seiner Zeit Parlament und Universität waren, umgeben gesehen. Nach Weise aller Tyrannen arbeitete er freilich systematisch weiter an der Corruption dieser Behörden: neben ihm sollte kein anderer Wille sein. Bekannt ist Duprats teuflische Geneigtheit für alle solche Machinationen. Margarethe aber steht diesem Treiben fern. Wenigstens spricht sie nirgend ihre Billigung solch eines Knuten-Regimentes aus. Doch können wir hier nicht umhin zu bemerken, wie die notorische Jämmerlichkeit ihrer Gegner den Adel ihrer eigenen Bestrebungen nur

in ein um so grelleres Licht setzt. — Aber auch wo die Knute wirkt, ist sie doch nicht im Stande, Argumente zu ersetzen. Es versteht sich von selbst, daß, nach dem erpreßten Widerrufe, Bedas Freunde die Königin von Navarra ebenso wenig für eine gute Katholikin hielten als zuvor. Auch hatten sie darin Recht. Denn wer sich die Mühe geben will, die Moralpredigten zu sammeln, in welche eine jede der schlüpfrigen Geschichten des Heptaméron ausläuft, der wird gestehen müssen, die zweiundfunfzigjährige Matrone angesichts ihres Todes dachte über Katholicismus gerade so wie die neunundreißigjährige Fürstin im Miroir de l'âme pécheresse.

Nun haben freilich moderne katholische Geschichtsschreiber, wie noch neuerdings Génin, der Herausgeber ihrer Briefe, zu Gunsten des Katholicismus Margarethens sich auf ihren Umgang berufen. Aber kann der Umgang entscheiden bei einer Prinzessin, die oft das völlige Widerspiel derer war, mit denen sie umgehen mußte; die andererseits ihre liebenswürdige Humanität auch dadurch gerade bekundete, daß sie niemand muthwillig von sich zurückstieß, um so weniger, wenn er sie um Hülfe ansprach. Indeß da mancher ein großes Gewicht legt auf das Dis-moi qui tu hantes et je te dirai qui tu es: so wollen wir eine nähere Prüfung auch dieser Seite ihres religiösen Lebens nicht scheuen. Génin sagt, Margarethens intimste Freunde sind Männer gewesen, die in der Geschichte als Erzkatholiken bekannt sind. Darum war sie selber gute Katholikin, was auch immer die große Masse urtheilen mochte. Auf drei Namen läuft dieser Beweis hinaus: Kanzler Olivier, Connétable Anna von Montmorency und Cardinal Georges d'Armagnac.

Indeß was zunächst Olivier betrifft, so ist bekannt, wie er als Kanzler von Alençon der Reform seine gesammten Kräfte widmete: und nur in dieser Zeit seiner reformatorischen Bestrebungen war er der Herzogin von Alençon Vertrauter: nachher wirkten sie sich entgegen. Der Connétable Anne von Montmorency aber, jener auf seine Ungelehrsamkeit so stolze Ritter, immerhin Gallikaner genug um kein Päbstler zu sein, von der Stund' an, wo der Treulose in's Lager der Ultras übertrat und seine Herzensfreundin beim König verleumdete, da verlor er, mit Franzens Gnade, zugleich auch den Vorzug des Umgangs mit der Königin von Navarra.

Es bleibt Georges d'Armagnac übrig, der Cardinal. Von ihm schreibt Margarethe noch 1544 an ihren königlichen Bruder: „Ich hab' ihn genährt von seinem zehnten Jahre an: auch mocht' er kein undankbar Diener sein, sintemal er all' seine Zeit an den Versuch gewendet, Euch dienstbar zu werden: demnach ich ihm solch' eine Zuneigung schenke, als wär' er mein eigener Sohn. Darauf bei seiner Wiederkunft hat er gespeiset achttausend (!) Arme — für Margarethen ein hochwichtiger Beleg seiner frommen Tüchtigkeit — und so viel Gut's gethan für Gerechtigkeit und Domäne (!), daß, so Gott ihn mir nimmt — Armagnac war gerade krank — ich mich in großem Herzeleid und Bedrängniß finden würde, dieweil ich von ihm mehr Nutzen erhoffe für mein Alter als von irgend einem Kinde, das ich geboren." Süße, herzansprechende

Töne echt mütterlicher Freundschaft! Nur schade für unsere Gegner, daß damals d'Armagnac ebenso heiß für das reine Evangelium glühte, als er später es aus Grundsatz gehaßt hat. Auch berichtet über ihn Margarethens eigene Tochter, die durch und durch protestantische Johanna d'Albret, daß der Cardinal d'Armagnac später „verwarf (a rejeté) die heilige Milch, mit welcher die selige Königin Margarethe ihn genährt hatte." — Man sieht also, wie wenig der Umgang mit späteren Erzkatholiken im Stande ist, das umzustoßen, was aus den Schriften der Königin so klar zu Tage liegt. Kurz, will man unter Katholicismus nicht ein Phantom verstehen, was nie Wirklichkeit gehabt, ein Babel des Geistes, wie es manche aufbauen möchten, sondern jene concrete religiöse Macht, wie sie im Pabste gipfelt und im Tridentinum sich vom Protestantismus gesondert hat, so kann auch die Nachwelt nicht im Zweifel sein darüber, daß, seit 1521 wenigstens, Margarethe keine Katholikin ist.

---

War sie nun Protestantin? Das würde von selber folgen für alle, welche in dem Occident neben Katholiken keine andere Christen anerkennen. Auch scheint darauf schon hinzudeuten der eigenthümliche Umstand, daß ihre Bekehrung gerade in das Jahr fällt, welches in der Welt-Geschichte als das eigentliche Reformations-Jahr auftritt — viel mehr als 1517 — nämlich in das Jahr 1521, wo Luthers drei Geistes-Bomben — „an den christlichen Adel deutscher Nation", „von der babylonischen Gefangenschaft" und „von der christlichen Freiheit" — Deutschland in Flammen setzten, wo des Reformators: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders" von dem Reichstagssaale zu Worms aus durch ganz Europa donnernd wiederhallte. Auch ist Margarethe zu ihren Lebzeiten seit Veröffentlichung ihres Bußspiegels vom Volke immer für eine Protestantin gehalten worden. Und das Volk hat in solchen Dingen oft einen feinen Fühler. Ferner kann man nicht leugnen, die Protestanten hat sie beschützt, wo sie nur konnte; sie hat hunderte aus ihren Reihen vom Tode errettet; sie hat in ihrem Lande, dem Königreich Béarn, die Ausbreitung des reinen Evangeliums dermaßen begünstigt, daß ihre Tochter, die heldenmüthige Johanna d'Albret, in dem Erbland ein protestantisches Königreich überkam. Auch stand sie in traulichem Briefwechsel mit verschiedenen Häuptern des Protestantismus. Lauter Möglichkeiten für ihren Protestantismus, Wahrscheinlichkeiten vielleicht: aber noch kein Beweis.

Indeß nun prüfe man unbefangen ihre damals für protestantisch gehaltenen Aussprüche und Thaten. Den ersten Beweis nimmt man aus ihrem Verkehr mit dem königlichen Bruder. Nachdem Franz mit Carl V. Frieden geschlossen, schreibt sie an ihn im Jahre 1543: „Gott hat, daß einer des Andern Besieger würde, nicht dulden mögen, um sie so zu zwingen, nach dem Kriege diesen Frieden mit einander zu schließen; denn der Herr will, daß durch sie der Glaube bestätigt würde (confirmée), und die Kirche reformirt; daß einerseits die Ketzereien, andererseits die leeren Einbildungen (les vaines fantaisies) abgethan

(ôtées) werden sollten und daß der auf alle Weise (en toute guise) siegreiche Glaube den Sieg der heiligen Kirche herbeiführe." Schon die Adresse dieses Briefes sollte es nahe legen, daß darin nicht protestantische Gelüste zu Tage treten werden. Denn Franz ist Katholik. Aber auch der Inhalt bewegt sich nur in jenem allgemeinen Streben nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, ein Streben, welches seit mehr als einem Jahrhundert Europa ergriffen hatte und in Bewegung hielt. Ueberdies werden die Protestanten darin geradezu als Ketzer angeführt, deren Ketzerei müsse abgethan werden, wenn auch nicht mit Eisen und Blut.

Indeß, sei es nicht gerade Margarethe, die den Verkehr des Königs mit den Häuptern des Protestantismus vermittelt?! — Es würde nichts entscheiden, wenn man auf ihre Rechnung setzen zu müssen glaubte die Thatsache, daß Calvin seine Institutions, Zwingli sein Buch de religione christiana, Franz Lambert von Avignon seine Abhandlung gegen den Cölibat mit den freimüthigsten und ehrenvollsten Ausdrücken niemand anders gewidmet haben, als dem ersten Franz. Denn abgesehen davon, daß nicht erwiesen werden kann, gerade ihre Nähe oder Beispiel habe die Reformatoren zu jenem Schritte ermuthigt: so nahm Franz ja als Mäcen die Widmung aller gelehrten Schriften gerne an, um so mehr, wenn in ihnen der Geist freier Forschung wehte, den er begünstigte. Auch erschien es damals noch keineswegs ausgemacht, daß das Ergebniß der Reformation Ausscheidung einer neuen Kirche aus dem Mutterschooß der alten sein werde und sein mußte.

Der zweite Beweis ist der Verkehr mit dem Beichtvater Briçonnet. Ueber Briçonnets vermeintlichen Protestantismus werden wir unten reden. Was sagt ihm nun die Prinzessin? Man hat oft hierher gezogen den Brief Margarethens an den Bischof von Meaux, in dem sie mit größter Freude die Geneigtheit ihres königlichen Bruders zu einer Reformation der Kirche meldet. Und doch das Feuer, welches in ihrem und des Königs Herzen brennt, und das den Bischof in seinem Antwortschreiben dahin begeistert, daß er Franz in seiner mystischen Sprache als le vrai lieutenant-général du grand feu begrüßt: es ist dasselbe Feuer, welches schon auf den Concilen zu Pisa, Basel und Costnitz gebrannt hat, und in dem eine kritische Analyse vielleicht ebensoviel tridentinische Bestandtheile entdecken möchte, als etwa protestantische.

Der dritte Beweis sind ihre Gedichte. Gleich ihr erstes als protestantisch verrufenes Buch wird citirt, der Miroir de l'âme pécheresse. Da ruft sie z. B. Christum an (und dies Gedicht ist das stärkste der Art):

Oh göttlich Wort, Erlöser aller Welt,
Du ein'ger Sohn deß, der das All erhält,
Du A und O, Hersteller auserwählt,
Mein Bischof, Fürst, Du starker Siegesheld,
Der Du durch Tod des Todes Reich gefällt,

Durch Glauben ist der Mensch des ew'gen Schöpfers Sohn,
Durch Glauben ist der Mensch in Unschuld hergestellt,
Durch Glauben ist der Mensch gerecht und tadelsohn',
Durch Glauben steigt der Mensch auf Christi Königs-Thron,
Durch Glauben hab' ich Christ! Was frag' ich nach der Welt?! —

Schwerlich möchte von einem unbefangenen Forscher in diesem Gedichte etwas ausgesondert werden, das da nöthigte über den Apostel Paulus hinauszugehen bis zu Luther und Calvin. — Man sagt, das war eben der Anfang. Die späteren Gedichte sprechen deutlicher. Wohlan! wir schlagen nunmehr diejenigen Gedichte nach, welche sie als Marguerites de la marguerite des princesses im Jahre 1547 herausgab. Unter der Ueberschrift „Jesus allein ist unsere Rechtfertigung" haben die Vertheidiger von Margarethens Protestantismus oft daraus das folgende citirt:

Oh Heiland mein, in Dich gepflanzt im Glauben,
Bin ich vereint, Dir eingepfropft im Lieben:
Welch' sel'ger Bund, seit mir in's Herz geschrieben
Der Glaub', daß Dich mir nichts kann fürder rauben.
Dank, mein Gebieter! Kann mich wer verdammen?
Mich pein'gen wer in des Gerichtes Flammen?
Wenn, der von Gott als Richter mir gegeben,
Mein Gatte ist, mein Vater und mein Leben?!
Ja Du bist mein, Du Welterlöser, Christ,
Durch dessen Sterben hergestellt uns ist
Das Erbe; Du, zum Bürgen uns gemacht,
Hast Dein Verdienst dem Vater dargebracht:
Solch ein Verdienst, daß meine Riesenschuld
Zerschmolz und schwand im Feuer Deiner Huld.
Wenn Du, mein Heiland! Deine Tugend weisest,
Du des Gerechten Hunger völlig speisest;
Wenn Du am Kreuze willig blutend ruhst,
Genug bei Gott Du für uns alle thust. —
Und ich wollt preisen Dich den Gott-Erkor'nen?
Und bin der Würmlein eins, der Staubgebor'nen!
Verzeih', daß meine Zung' gelallt
Von Deiner Liebe Allgewalt.

In diesem wahr und warm empfundenen Gedicht, wer will sich erkühnen, auch nur einen Gedanken zu bezeichnen oder eine Wendung, welcher niemand anders fähig wäre als ein Protestant?! So wird man denn für den Beweis des vermeintlichen Protestantismus Margarethens auch auf ihre Gedichte verzichten müssen. Freilich wäre es ja dennoch möglich, daß sie Protestantin war. Die Gedichte der Prinzessin, sagt man, weil für die Oeffentlichkeit bestimmt, mögen mit einer gewissen Zurückhaltung abgefaßt worden sein.

So beruft man sich denn endlich viertens auf ihren Briefwechsel mit den Reformatoren. Da sollen die unzweideutigen Beweise vorliegen. Werfen wir auch in diesen einen prüfenden Blick. Was schreibt Margarethe an den Reformator von Genf? Sie schreibt im Frühjahr 1545, daß sie sehr mit ihm unzufrieden sei, weil er durch eines seiner Bücher ihre Freunde angegriffen habe. Immerhin hätte er gegen die „verderblichen" Lehren auftreten mögen: man würde ihm mit Gründen geantwortet haben: die Geister hätten dann auf einander platzen mögen, bis im Streite die Wahrheit gewonnen sei. Aber Personen und Namen hätte er doch bei Seite lassen sollen. Darin verletzte er die Höflichkeit. Auch möchte sie nicht einen solchen Diener haben, wie er sei. — Ist das nicht ein offener Absagebrief? — Calvin's Rückantwort vom 28. April desselben Jahres ist mit klassisch feinem Takte abgefaßt, aber zugleich mit solcher Entschiedenheit, daß er sich nicht das Geringste vergiebt. Auf die Aeußerung der Königin, sie möchte ihn nicht zum Diener haben, antwortete er gelassen: „Ich gestehe, daß ich nicht der bin, der Euch große Dienste leistet. Bin ich's doch nicht im Stande. Auch habt Ihr ja daran keinen Mangel. Aber die Neigung dazu fehlt mir dennoch nicht. Ja, so lang' ich lebe, werde ich in diesem Vorsatze beharren, wie es Gott gefällt. Und wenn Ihr mich auch als Diener verschmäht, so wird mich das nicht hindern, daß ich es von Herzen sei und mit freudigem Willen. Uebrigens wissen die, welche mich kennen, sehr wohl, daß ich niemals gelernt habe, an den Höfen der Fürsten mir Eingang zu verschaffen, dieweil ich in mir keine Versuchung empfand, zu Staatswürden zu gelangen. Hätte ich mich darin versucht, möchte es vielleicht vergeblich gewesen sein. Aber ich danke unserem lieben Herrn, daß ich niemalen solch' eine Versuchung empfunden habe. Denn ich hab' wohl Ursach', zufrieden zu sein, einem so guten Herrn zu dienen, der mich angenommen und festgehalten hat in seinem Hause, sage, indem er mich in einem so würdigen und ausgezeichneten Amte anstellte, wie verächtlich dasselbe auch sein möge vor der Welt. Ich würde gar zu undankbar sein, wenn ich diese Stellung nicht vorzöge allen Reichthümern und Ehren der Welt." —

Darauf fährt er fort, Margarethen's Anhänger als Leute zu bezeichnen, „die immer hinterher sind, die heilige Lehre umzustürzen, die arme Seele in's Verderben zu ziehen, und Gottes Verachtung zu erzeugen. So befiehlt mir denn, sagt er weiter, mein Gewissen, mein Amt und mein Gott, zu streiten wider diese Secte, die verderblichste und abscheulichste von allen, die es je auf der Welt gegeben hat. Sehe ich doch mit eigenen Augen, wie viel sie schadet: ein Feuer, angezündet, alles zu zerstören und zu verderben; eine Seuche, die ganze Erde anzustecken, wenn man nicht Anstalten dagegen trifft. Hat sie doch schon jetzt die Niederlande des Kaisers fast ganz verdorben." — Man sieht, Calvin und Margarethe haben sich völlig in einander getäuscht.

Die Fürstin, von dem Vorredner der Marot'schen Psaumes Verbesserung, nicht Verketzerung, vollere Erhaltung, nicht Zerspaltung der alten Kirche erwartend, und vor allem die Selbstausübung jener Toleranz fordernd, die

er ja ihrem königlichen Bruder einst so warm empfohlen hatte, sie macht dem genfer Reformator geradezu den Vorwurf der Unbeständigkeit (reproche d'inconstance). Auch das giebt ihr Calvin zurück. Er erklärt, daß bisher Gott sich Margarethens zur Förderung seines Reiches bedient habe. Seitdem aber arbeite jene verruchte Secte daran, sie dem löblichen Wohlwollen zu entfremden, welches sie der Kirche Gottes schenkt und ihr den Muth zu nehmen, unserm Herrn Jesus Christus zu dienen, wie sie gethan habe bis zu dieser Stunde." Man sieht, die Beschützerin der Libertiner ist ihm mindestens Nikodemitin. —

So giebt es denn eine Grenze, bis zu welcher Margarethe in ihren reformatorischen Bestrebungen mit den Protestanten geht. D'rüber hinaus keinen Schritt. Dies ist das Ergebniß der Prüfung ihres Briefwechsels mit Calvin, mit dem Grafen von Hohenlohe, (Monsieur de Haute-Flamme), mit Farel, und den anderen protestantischen Häuptern. Nimmt man hinzu, daß die Königin von Navarra nie durch irgend einen Schritt aus der katholischen Kirche ausgeschieden ist, noch irgend wen zu einem solchen Austritt zu bewegen gesucht hat; zieht man in Betracht der aufrichtigen Margarethe mehrfach wiederholte Erklärung an den Bruder, daß nie einer der Ihren als Sacramentirer — so hießen die Protestanten — erfunden worden sei, obwohl dieselben doch eine nicht mindere Strafe getroffen hätte; erinnert man sich des berühmten Worts Franz I., der damals gerade die Protestanten verfolgte: Ma soeur ne prendra jamais de religion qui préjudicie à mon état — so wird, wer auch unter Protestantismus etwas Concretes, Positives, Historisch Gewordenes versteht, nicht ein Nebelbild, ewig wechselnd, ewig werdend, ewig unfaßbar, einräumen müssen: Margarethe von Navarra ist nie und zu keiner Zeit Protestantin, nie Anhängerin und Nachfolgerin der Luther'schen, Zwingli'schen oder Calvin'schen Reformation gewesen.

---

Und dennoch schulden Protestanten und Katholiken der von beiden Seiten verschmähten und verläumdeten Königin großen Dank. Dadurch, daß des Königs einflußreiche Schwester warme Freundin der freien Forschung, entschiedene Anhängerin der christlichen Duldung war, hat sie, und sie vorzüglich dem Protestantismus in Frankreich jenen Boden verschafft, welchen er, unter Gottes Hülfe, im XVI. Jahrhundert, daselbst errungen und behauptet hat. Dadurch, daß sie selber zeitlebens äußerlich in der katholischen Kirche blieb, und es nie versucht hat, ihren königlichen Bruder zur Annahme des Protestantismus zu nöthigen, hat sie Frankreich, das für einen Uebergang in das Lager der Reformation schon völlig vorbereitet war, dem römischen, oder wenigstens dem gallikanischen Katholicismus erhalten.

Allein ihr Herz und ihr Glaube steht weder bei den Protestanten, noch bei den Katholiken, sondern bei jener großen dritten Partei des Reformations-Zeitalters, die, von den Historikern bisher wenig gewürdigt, noch immer ohne Namen ist. Calvin, der ihnen Todfeindschaft geschworen, griff sie zunächst an

unter den Namen der Nikodemiten wegen ihrer vermeintlichen Halbheit und Unentschiedenheit. Als aber dies Wort sie noch nicht gehörig zu brandmarken schien, heftete er ihnen für ewige Zeiten den äußerst geschickt gewählten Schandnamen der Libertiner (Freigeister) an die Stirn. Sie selber nannten sich „die Geistigen" (spirituales), etwa in dem Sinne, wie wir heute von religiösen Idealisten reden.

Dieser Partei gehörte Margarethe seit der Zeit an, wo das religiöse Leben in ihr überhaupt lebendig wurde, seit 1521. — Das Programm der Partei wurde zuerst mehr geahnt, als in einzelnen Dogmen festgesetzt. Calvin geißelt die dunkle Sprache der Mystiker mit herbem Spott: „Ich weiß, daß sie die Welt mit ungereimten und gefährlichen Tollheiten beschwatzen wollen. So sei es denn ein Zeichen sie zu unterscheiden, wenn man sie so sprechen oder vielmehr zwitschern hört, daß man es für spanisch hält (qu'on n'y entendra que le haut allemand). Die Sprache ist von Gott geschaffen, um den Gedanken auszudrücken. Das heißt Gottes Ordnung umwerfen, will man die Luft schlagen mit wirrem Ton, den man nicht verstehen soll, oder in Umschweifen um den Topf herumlaufen, die Zuhörer zum Träumen zu bringen. Um so mehr, wenn man Gottes Geheimnisse handelt, dient uns die Schrift zur Regel: Unser Herr läßt sich herab zu unserer Schwachheit, wie eine Amme lallt mit ihrem Kinde." Auch der Königin von Navarra mochte es nicht leicht werden, sich in Briçonnet's Briefen zurecht zu finden. Hier nur eine Probe: Der Bischof von Meaux, den man fälschlich für einen Protestanten auszugeben gewohnt ist, schrieb ihr unter anderem: „Königin, was wüste ist, ist in Wüste verabgrundet, indem es Wüste sucht, und nicht finden kann, und wenn es sie findet, ist es noch obenein gehemmt, ein schlechter Führer um den andern aus der Wüste zu leiten, und ihn zur ersehnten Wüste zu führen. Die Wüste hungert ihn aus mit tödtlichem Hunger, ob er gleich voll ist bis an die Augen, hungernd vor Verlangen sie zu sättigen und sie an Armuth arm zu machen." Man vergesse nicht, daß Briçonnet geboren ist in dem Jahrhundert des Herzogs Carl von Orléans, d. h. zu einer Zeit, wo man Allegorie für Poesie, Confusion für Tiefe, Geziertheit für höhere Natur hielt. Giebt es doch noch heute Personen, denen jedes Stücklein poetischen Unsinn's herzansprechender erscheint, als reiche Fülle solcher Wahrheit, die sie für unpoetisch halten. Nun diese mögen an Briçonnet sich ergötzen; vielleicht gelingt es sinnverwandten Seelen den Schleier seiner Geheimnisse zu lüften. Wir verstehen den Bischof nicht; aber wir wollen's ihm zu Gute halten, daß er, eine Partei der Zukunft gründend, für seine Geheimlehre in der Form sich an das Mittelalter anlehnt, was ja noch so mächtig hineinreicht in das Zeitalter der Reformation. Sein armes Beichtkind die Prinzessin Margarethe, was sollte sie sagen? Sie antwortet: „Die arme Irrende kann das Heil, das sich in der Wüste findet, nicht verstehen, aus Mangel an Einsicht, daß sie selber verwüstet ist. Sie bittet Euch, daß Ihr in der Wüste, aus Gewogenheit, nicht so gewaltig laufen möget, daß sie Euch nicht folgen kann: — damit der Abgrund vom

Abgrund angefleht, verabgrunden könne die arme Irrende." Mit solchem heiligen Wahnsinne füllt diese Correspondenz zwischen Beichtkind und Beichtvater 800 Folio-Seiten! Die „erfrorene, durstige und hungrige Tochter", von 1521 bis 1524 schreibt sie dem väterlichen Freunde und Berather 56 solcher Briefe!

Für die Kinder des XIX. Jahrhunderts kaum faßbar, ist es dennoch als Thatsache nicht abzuläugnen, daß Margarethe gerade durch diese Correspondenz, Aufschlüsse über die tiefsten Fragen der äußeren und inneren Welt erhielt; daß sie dadurch erst zu einem selbstständigen und unablässigen Studium der Bibel geführt, in Jesu allein den Frieden ihrer Seele fand. Welch wunderbarer Wege bedient sich Gott zu unserer Bekehrung; auch die Narrheit muß zuweilen den Auserwählten zum Besten dienen. —

Aus dem Urschlamm Briçonnet'scher Confusion sonderten sich übrigens nach und nach die Elemente und Organismen jener neuen Welt ab, welche, wie gesagt, noch heute, ohne festen Namen dahinrollt, eine kirchliche und kosmische Macht. Wir können uns nicht darauf einlassen, den religiösen Idealismus der Navarrischen Partei nach Inhalt und Umfang näher zu beschreiben. Nur einige Grundzüge mögen hier eine Stelle finden.

---

Die Lehre vom Gott-Menschen Jesus Christus, ist das Centrum der christlichen Religion. Durch den Glauben an den Gottmenschen, soll der Mensch vergottet werden. Der vergottete Mensch ist Priester des Höchsten und verkehrt mit Gott wie ein Kind mit dem Vater. In diesem Umgang bedient er sich daher nicht einer fremden, sondern der trauten Muttersprache. Gott ist Seligkeit. Die Signatur des ächten Christen ist daher beständige Freude im heiligen Geist: sein Erdenleben muß ein Abglanz sein vom Himmel seines Herzens. Der Wiedergeborene ist der gläubige Mensch, in dem Gott durch Christum die Vergottung begonnen hat. Von dem Augenblicke an, ist der Mensch von Last und Fluch des Gesetzes erlöset: sich selbst Gesetz: es wird ihm zur anderen Natur, Gottes Willen zu thun. Jedweder Gottmensch, vom Geiste Gottes ausgefüllt, ist frei. Diese innere Freiheit (liberté), die den Vergotteten über die Welt erhebt, sie verpflichtet ihn, um die Schwachen nicht zu ärgern, allen unschädlichen Gesetzen, Bräuchen, Ceremonien, die Menschen erfunden, gern und willig sich zu unterwerfen. Für die in Gott athmende Seele seien auch die religiösen Formen und Formeln indifferent. Es sei daher kein' Ursach, die Kirche Gottes zu zerspalten, und das hohe Gut der Kirchen-Einheit aufzugeben. Separation sei nicht mehr Reformation. Auf dem alleinigen Grunde der heiligen Schrift immer fester gegründet, müsse die Kirche ohn' Aufhören reformirt werden, unabhängig vom Pabst zu Rom, aber im besonnenen Anschluß an die durch Jahrhunderte geheiligten Gebräuche. Durch innerlich heiligen Brauch würden auch die äußeren Dinge heilig. Es sei des Gott-Menschen Aufgabe, die ganze innere und äußere Welt zu heiligen. Die freie Wissenschaft und die heilige Kunst seien willkommene Hülfsmittel zur Vergottung, geborene

Freundinnen der heiligen Kirche, und darum auch Freundinnen der vom Aberglauben gesäuberten Theologie. — Le monde n'est plus fat, so wies man den von lang' her wuchernden Unglauben; l'homme est déifié par la foi, so wies man den kräftiger aufsprossenden Unglauben zurück.

Dies etwa ist das Programm jener neuen Partei, welche sich, mit der Hoffnung auf die Zukunft, zwischen Protestantismus und Katholicismus in die Mitte stellt. So giebt es denn im XVI. Jahrhundert eine dreifache Reformation: die tridentinisch-römische, die augsburgisch-schweizerische und die navarrisch-niederländische. Neben Katholiken und Protestanten haben ein Recht auf Anerkennung diese mystischen Idealisten, welche lange vor Friedrich dem Großen, nicht aus Rationalismus oder Indifferentismus, sondern aus inniger Jesus-Liebe den Satz aufstellten und verfochten: „Jeder Christ kann nach seiner Façon selig werden." Es ist also kein bloßer Nikodemitismus, geschweige Libertinismus. Niemand wird jene Spiritualen orthodoxe nennen, aber kein Unbefangener mag doch im Ernst behaupten, solche „Libertiner" seien unfromm, unsittlich oder unvernünftig gewesen. Aber auch feige waren sie nicht. Verfolgungen um seines Glaubens willen hat jeder von ihnen sattsam erfahren. Mehrere, wie Berquin, Quintin, Dolet u. a., sind im Tode Blutzeugen geworden für die „geistliche" Wahrheit. Den Lutheranern stand doch der Norden, den Reformirten die Schweiz offen.

Diese gejagten Idealisten aber, bedauert und betrauert von Katholiken und Protestanten, fast ausgespieen von der Christenheit und doch als eine Zukunfts-Macht gefürchtet, sie fanden Schutz und Zuflucht einzig und allein an dem Hofe Margarethens von Navarra. Unter den Reformatoren scheint nur Melanchton sie einigermaaßen gewürdigt zu haben, wenigstens der Melanchton des Gutachtens an du Bellay vom 1. August 1534. — Wir begrüßen sie als Freunde einer heiligen Aufklärung und Toleranz, als würdige Vorgänger Robert Browns, Barclays, William Penns, Rabauts de St.-Etienne.

---

Ich lade Sie nun ein, ihnen näher zu treten: niemand von Ihnen wird, denke ich, die Hand zurückziehen wollen von Männern, welche die erlauchte Königin von Navarra ihres täglichen Umgangs gewürdigt hat. Welch ein buntes, reges, lebendiges Treiben in diesem Zauberkreis! Alles, was Geist sprüht in ihrem Jahrhundert, ist ihr willkommen. Und darum grünt und knospet um die holde Prinzessin ein ewiger Frühling, in dem täglich neue Blüthen aufsprießen, duften und strahlen.

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, hier ein vollständiges Verzeichniß der Freunde Margarethens aufzustellen. Wir richten unsere Blicke nur auf die Koryphäen. Aber auch unter ihnen, welche großartige Mannigfaltigkeit! Ist es Ihnen recht, so schauen wir dreist jedem Einzelnen dieser Männer ins Auge, die Geister zu prüfen? — Der Fürstin am nächsten theilt seine tiefsinnigen Rath-

schläge aus Guillaume de Briconnet, der hochgeborne, allem Schönen, Wahren und Guten innig ergebene Bischof von Meaux, Margarethens Beichtvater und Bekehrer, des jungen Protestantismus wie aller freien Forschung Beschützer, des reinen Evangeliums aufrichtiger Freund; in der Theorie schwärmend und wie verzückt, im praktischen Leben gemessen, klar, besonnen, ohne Falsch wie die Tauben, aber auch wie die Schlangen klug und schlau. — Neben ihm da leuchtet sein Meister, auch Farels Lehrer, das kleine, kleine Männlein Jacob Lefèvre d'Etaples, ein Kind des Dorfes und doch als Erzieher des dritten Sohnes Franz I. von Margarethen dem Bruder empfohlen, die Quintessenz alles Wissenswerthen, und dabei bescheiden, fromm, vorsichtig, unermüdlich, tadellos. — Und siehe! in herzlichem Einklang mit beiden den Organisator des religiösen Idealismus, den Bischof von Oléron, Gérard Roussel, ein Mann von großartigen Anschauungen, dem ein zehnfacher Wirkungskreis zu wünschen gewesen wäre, ein Vertreter der weitherzigsten Union, ein Pietist im besten Sinne des Worts, dem, als er den Frieden predigt, ein katholischer Fanatiker mit scharfem Beile die Kanzel umhaut; wider Willen so ein Denkmal setzend dem Märtyrer der reinen Jesusliebe. — Doch von drüben herüber karfunkelt das gute Schwert des französischen Hutten; noch feuriger sprüht seine Zunge, schärfer verwundend als sein Schwert. Gluth-Pfeile sendet sie aus. Kennt er doch keine Vertheidigung als den Angriff. Der biderbe Louis de Berquin, hätte er nur der Gunst seines Königs nicht so fest vertraut! Aber der kühne Recke, immer schnaubt er nur Sieg; auch gefesselt im Kerker, auch von der ganzen Welt verlassen. Erasmus liebt ihn wie einen Sohn: er warnt und warnt wiederholt: Möncherei sei aller Teufelskünste mächtig. Der edle, keusche, unerschrockene Ritter, er hat einen Glauben, der die Hölle nicht fürchtet. Zwei Mal durch königliche Gnade befreit, wird er zum dritten verurtheilt zu lebenslänglicher Gefangenschaft: und dazu soll ihm morgen die Zunge durchbohrt werden mit glühendem Eisen. Indeß noch ist sie es nicht: und er braucht seine Waffe: dem Urtheil unterwerfe er sich nicht, appellire an König und Pabst. Da geht Gewalt vor Recht. Gleich den andern Tag muß er den Scheiterhaufen besteigen. Aber noch in den Flammen lagert Himmelsfriede über seiner ganzen Erscheinung: auch sterbend bewähret er die besonnenste Unerschrockenheit: weiß er sich doch in seines Heilands Nähe. Und auf in die Wolken steigt Berquins Lichtgestalt. — Ihm gegenüber, an dem Hofe seiner fürstlichen Seelenverwandten, und in eifrigem Gespräch begriffen mit dem Ritter, erscheint ein geniales Wesen, das die Geschichte schwarz in schwarz zu zeichnen versucht hat. Ist es sein böser Geist? Sehen wir uns Jean Bonaventure des Périers Züge einmal näher an. Doch wie? Ist das Berquins Widerschein, sind es sonst geliehene Strahlen? — Des Périers Züge verklären sich, je mehr wir ihn beobachten. Des Périers ist der Mitübersetzer der Olivétan'schen Bibel, Margarethens geschicktester und fleißigster Mitarbeiter an ihrem Heptaméron, in ihrem Kreis der unermüdlichste Geschichtenerzähler. Er braucht blos den Mund zu öffnen: Seine

Stimme ist so süß und sonor; und alles lauscht in Entzückung, und man vergißt zu athmen, wenn er singt und seinen Gesang auf der schönen Laute begleitet. Indeß auch seine Sprache hat so viel Kraft, Geschmeidigkeit, Correktheit, daß er als Schriftsteller unübertroffen dasteht in seiner Zeit. Des Périers ist ein klassisch gebildeter, feiner, origineller, ein satirischer, lebensvoller Kopf voll genialer Gedanken. Und dennoch ein Teufel? Im Gegentheil, er ist eine selbstlose Natur, die immer vergißt, auch von sich selber zu reden, die ihre Wonnen findet nur in der Vertheidigung der Freunde, die für sie die langweiligsten, mühevollsten Arbeiten gern übernimmt ohne Lohn. Indeß des Périers ist auch Calvins und Luthers Gegner gleichwie der Möncherei und des Jesuitismus Widerpart. Das zeigt sein Cymbalum mundi. Da ist kein Zweifel möglich. Darum muß dieser Vorläufer Lessings ein unsittlicher Mensch heißen und ein Gottesleugner. Ein Jahrhundert wiederholt es dem Andern: bewiesen hat man's nie. — Und wer ist sein Nachbar? Im Gesang und auf der Laute, im Kammerdienst und in der Literatur des Périers glücklicher Nebenbuhler, in seiner Abwesenheit von des Périers stets warm vertheidigt, gilt Clément Marot seiner Zeit als König der Dichter. Margarethe hat seine hohe Begabung bald erkannt. Nicht eine Strophe darf er improvisiren, welche die Königin nicht so wiederholte und wiederholte, bis sie ihr treu in's Gedächtniß sich eingeprägt. Marot nennt die Fürstin sein Register.

Die arme Margarethe! Alle ihre Freunde haben Katholiken und Protestanten um die Wette verrufen! Bei jedem gilt es eine Ehrenrettung. Was für ein Zerrbild haben sie aus Dir, dem Sänger-König gemacht! Marot ist nicht der leichtfertige Schmetterling, der, Honig naschend, von Blume zu Blume flattert: oder gar der frivole Page, den es nach der Schwester des Königs gelüstet und darauf nach der Buhlerin seines Herrn. Clément Marot ist ein treuer Ehegatte und ein äußerst zärtlicher Vater seiner drei Kindlein. Ein Zug tiefer Melancholie geht durch sein Leben. Aber während sein Sohn Michel das Triste et pensif sich als Motto voranstellt, weiß Clément in der Hölle des Châtelet und in der quälendsten Geldnoth, in der Verleumdung durch seine Nächsten und in der Wüste der Verbannung, nicht nur frohen Muth für sich selbst zu behalten, ein reinerer Villon, sondern auch mit entzückender Grazie und reizvoller Naivität, die frische Thräne noch im Auge, seiner Fürstin und seinem König ein süßes Lächeln abzugewinnen (et qu'en pleurant tâche à vous faire rire). Sein Motto lautet: La mort n'y mord. Und das hat er bewährt auf dem Schlachtfeld von Pavia. An der Seite seines Königs kämpfend, wird er mit Franz zugleich gefangen nach Spanien abgeführt. La mort n'y mord, das ging ihm durch den Sinn, als er nicht längst erst erlöst aus dem verruchten Kerker des Châtelet, wieder einen Angeklagten durch zwei Gefreiten in diese Hölle an sich vorüberführen sieht. Da ergreift ihn inniges Erbarmen. Er zückt sein Schwert und — der Gefangene ist frei. Aber der Befreier wird festgenommen und muß nun zum zweiten Mal in jene finstere Kothgrube herunter,

bis ihn sein König noch einmal erlöst. — La mort n'y mord, das ist seine Devise, auch wenn er aus der Verbannung beim Fürsten um die Erlaubniß der Rückkehr bittet:

Non pour aller visiter ses châteaux,
Mais bien pour voir ses petits Marotteaux!

Und dieser edle Menschenfreund, er kriecht nicht und winselt, wie Andre, vor seinem Fürsten sondern freimüthig hält er es seinem König vor, im Gnadengesuche selbst, wie unter Franz die tugendhaftesten Männer hingerichtet, durch bestechliche Richter die Gerechtigkeit für den gottlosesten Bezahler feil gehalten, aller Dankbarkeit gegen Frankreichs Größen Hohn gesprochen würde. Ob es noch heute viele solcher Gnadengesuche giebt? — Marots Geistesgröße gegenüber erscheint seine Zeit oft recht klein. Am Hofe der Renata von Ferrara wird der arme Verbannte seiner schönen Handschrift wegen eine Zeitlang wohlgelitten: die Handschrift, das war das einzig brauchbare am Genie! In Genf aber wird er vom großen Calvin bald unmöglich gemacht, weil er von den Hofsitten — la Cour fut ma maîtresse d'école — und besonders von dem Trictrac (einem Brettspiel) nicht lassen wollte, zum großen Aergerniß der heiligen Kirche! Solcher Staub war bald weggeblasen. Vor seinen Leistungen haben sich auch die Calvinisten beugen müssen: bis auf diesen Tag wird Marot durch den gottesdienstlichen Gebrauch seiner Psaumes. geehrt. Mit Margarethen, seiner holden Gebieterin, theilt ihr reich begabter Kammerdiener die Unsterblichkeit. Und seine Grabschrift, eine Eingebung seines Freundes Lion Jamet, hat Recht behalten:

Cy dort un mort, qui toujours vif sera
Tant que la France en français parlera. —

Ein preußischer König ließ hier zu Frankfurt a. O. seine Narren mit den Professoren der Universität disputiren. Nach einstündigem Kampfe sollen die Narren Sieger geblieben sein. Wie dem auch sei, es giebt Zeiten, wo die Narren klüger sind als die Weisen, weil die höchste Weisheit gezwungen wird die Schellenkappe anzulegen. In Margarethens Kreise reichen alle gern die Palme dem Schalk des Jahrhunderts, dem im Leben tadellosen, in den Schriften, gleichwie des Périers, Marot, Margarethe selbst, unbändigen Verfasser der Aventures de Gargantua und Pantagruel: François Rabelais. Der liebe Pfarrer von Meudon, von seinen gesanglustigen Dorfkindern wird er vergöttert: denn mit unermüdlicher Geduld hat er sie in der Musik unterrichtet; von den Armen und Unglücklichen seiner Gemeinde wird er lange nach seinem Tode beweint: denn einen treueren Seelsorger hatten sie nie. Aber Rabelais ist nicht nur Theologe: er ist Arzt, Philosoph, Schriftsteller zugleich: ein braver, gutmüthiger Mensch, und doch einer der feinsten, witzigsten Köpfe, die es je gegeben hat. Seine Schriften sind bis heute eine unerschöpfliche Quelle für die Lustspieldichter aller modernen Völker: vor allem aber ist er noch immer ein Stück vom Herzen jedes gebildeten Franzosen: wer Rabelais nicht kennt, kennt den französischen National-Charakter nicht.

Wo solche Geister die Bühne beherrschten, da fiel den Andern wohl mehr die Rolle des Publikums zu. Da sitzt der kleine, mißgestaltete, schlaue, aber doch treuherzige, jedes Winks seiner Gebieterin gewärtige Hausarzt Jean Goinrot: da der beredte Beichtvater und rührige Almosenpfleger der Fürstin, der elastische Michel d'Arande; da der Mediziner, Wahrsager, Alchymist und Zauberer Antoine du Moulin, mit den vielen andern schriftstellernden Kammerdienern der Königin, Jean de la Haye, Nicolas Denisot, Jacques Pelletier; da die sangeskundigen Pagen und die joueurs de luth, d'espinette et de viscontin.

---

All' diese Männer, um der freien Forschung willen oft in Kerker und Banden, insgesammt durch die Fürsprache der navarrischen Königin gerettet, die meisten nur durch sie bis an ihren natürlichen Tod erhalten und unterstützt, diese Herzensfreude Margarethens, deren Umgang ihr Bedürfniß war, sind sie wirklich jener Abschaum der Menschheit jene Ausgeburt der Hölle, jene „dummen Esel," „Hunde", „Schlemmer", „Galgenschwengel", „Schlangen-Naturen", wie Calvin sie nennt? —

Calvin ist kein „unfehlbarer" Pabst. Doch steht Calvins Geistesgröße uns viel zu fest, als daß wir fürchten sollten, sie zu erschüttern, wenn wir es offen eingestehen, der große Reformator, in seinem Urtheil über jene Männer ist er parteiisch und ungerecht. Die Sprache des göttlichen Bildes soll keusch sein, göttlich Wort. Jede schlüpfrige Rede ist Selbstbesudelung der Seele. Komik als Tugendmittel ist ein eitler Wahn. Mit solchen gewiß achtungswerthen Grundsätzen tritt der strenge Calvin an Marot, an Rabelais, an des Périers heran. Wie konnte er da anders als zurückschaudern vor den Gräueln, von denen der Mund jener überfloß; mußte er doch vermuthen, daß ihr Herz davon voll war. Freilich steht und fällt Margarethe mit ihren Freunden zugleich. Denn ihr Heptaméron ist um nichts darin besser, als die Schriften jener. Das hätte Calvin sich gestehen sollen: denn unmöglich können doch die Fürsten das Vorrecht haben, sich zu besudeln. Das wäre ein Frei-Billet auf die Verdammniß.

Wir wollen nicht leugnen, Margarethe und ihr ganzer Kreis, uns ständen sie sittlich größer da, wenn sie die Keuschheit der Seele nicht nur durch keuschen Wandel, sondern auch durch keusche Worte besiegelt hätten. Hatte doch der sittliche Takt darin ohne Zweifel einen großen Fortschritt gemacht, daß er durch Calvin den Einklang forderte von Herz und Wort und That. Aber indem Calvin in jedem Falle von der gemeinen Rede auf ein gemeines Gemüth schloß, ging er zu weit. Er mußte die Verwahrlosung seines Jahrhunderts in der gesellschaftlichen Rede kennen und wissen, wie schwer sich eine fertig vorgefundene Sprache in eine neue erst zu schaffende übersetzt. Und, die dem verdorbenen Zeitgeschmack über Gebühr nachzugeben sich verbunden fühlten, darin mochten sie wohl, wie er sie zuerst nennt, Nikodemiten sein: Libertiner waren sie keineswegs.

Dazu kam, daß sich in Margarethens Kreis zwei Subjekte eingeschlichen hatten, von denen, weil wir ihr Leben sonst nicht kennen, sich wenigstens nicht beweisen läßt, daß Calvin Unrecht that, wenn er sie beschuldigte. Es ist Quintin und Messire Antoine Pocques. Jenen hat Calvin selber gehört, wie er durch seine Reden „die heilige Lehre umwirft, die armen Seelen in's Verderben zieht und Gottesverachtung verbreitet": lauter Vorwürfe freilich, welche, wenn man sie mit Calvins Maß mißt, in gleicher Weise die frömmsten Männer der Jetzt-Zeit treffen würden. Ueberdies ist Quintin muthig auf dem Schaffot für seinen Glauben gestorben, ein Umstand, der die scharfen Urtheiler doch wenigstens vorsichtig machen sollte. Von Pocques hingegen hatte Calvin nur durch Andere, die Brüder aus Artois und Hennegau gehört. Aus den Reden jener schloß er nun auf das Leben dieser, und von den zweien zurück auf die gesammte Partei: Sie müssen nun allesammt Lüstlinge und Libertiner heißen; und wo er ihrer habhaft werden kann, hält er es für seine Pflicht, sie dem Feuertode zu übergeben. Dolet besteigt das Schaffot auf der place Maubert, Gruet*) wird in Genf verbrannt. Ebenso Servet. Hätte man Macht über die Füstin gehabt und nach gleichen Grundsätzen geurtheilt, Margarethe würde, allem Anschein nach, in Genf ein gleiches Geschick gefunden haben. Und doch ist es uns ein Grauengedanke: Margarethe von Navarra durch Calvin als Ketzerin verbrannt! — —

Wir achten Calvins frommen Eifer: aber wir bedauern die Richtung, welche er nahm. Wir achten Margarethens und ihrer Freunde Bestrebungen: aber wir bedauern, daß ihre Rede nicht keuscher war. Wir hoffen, der Himmel ist weit genug für beide Parteien, will Gott sich ihrer erbarmen trotz ihrer Fehler. Indeß sollen wir nun ein Gesammturtheil fällen über jene Männer, die es wagten, ohne Rückhalt der keuschen Margarethe ihr eigenes Selbst hinzugeben in täglichem Umgang, so sagen wir: die Freunde der Königin von Navarra erscheinen uns frömmer als die Masse des Volks, sittlich reiner als die Mehrzahl der Höflinge, ehrlicher als ihre Herren, die Fürsten, wissenschaftlich gebildeter als der hohe katholische Klerus, toleranter und freisinniger als Calvin und Melanchton, Farel, Beza und Bullinger.

---

Aber mitten in dem Wechselgenuß des Verkehrs mit so geistvollen Männern, hatte Margarethe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Mit dieser religiösen Wehmuth stimmte sie in ihrem vertrauten Kreise keineswegs einen fremden schrillenden Ton an. Die Eitelkeit der Eitelkeiten war eine unabweisliche Erfahrung im Hofleben jedes Einsichtsvollen und bildete bei den tieferen Naturen die feste Grundlage für die Hoffnung auf ein besseres Jenseits. Und so wurde auch die Todessehnsucht der Königin von Navarra mit jedem Jahre lebendiger und reiner.

*) Ueber Gruet's Blasphemieen kann sich die Geschichte noch kein Urtheil bilden, da sein Buch verbrannt ist. Calvin's Excerpte sind aus dem Zusammenhang losgerissen.

Da erkrankte statt ihrer der königliche Bruder. Sie hat ihn abermals treu gepflegt wie eine Magd. — Vergebens. Franz starb am 31. März 1547. — Jetzt wurde der älteren Schwester die Erde lästig. Ohne Franz leben, erschien ihr endlose Qual. Der Tod, so singt sie,

Der Tod ist ein glückselig Ding
Der Seele, die an Gott sich hing.
O Tod, durch euch erhoff' ich solche Ehren,
Daß auf zwei Knie'n, mit Seufzen, Schrei'n und Zähren,
Ich euch ersuch': Kommt, kommt in Eil,
Und machet Ende meinem Klaggeheul.
Ich fleh' euch an, o sagt an meiner Statt
Dem Freund und König mein, dem großen Gott,
Wie jeden Tag und jede Stunde
Ich schmacht', daß ich an seiner Lieb' gesunde;
O süßer Tod, daß ihr in Liebe kämt
Und mich in Lieb' zu meinem Gotte nähmt. —
Ja Seelenbischof, Heiland, Siegesheld
Hast endlich alles herrlich hergestellt!
In süße Grüße Strenge ist verkehrt,
Seitdem in Lieb' für mich Du Dich verzehrt,
Für meine Noth im Tod am Kreuz verklärt.
Sein Schmerz mein Herz zum Sterben also treibet,
Daß hier auf Erden nichts mir Süßes bleibet.
Kommt, Tod, kommt, sammelt mich zur Kreuzgemeinde,
Und schließt in eins die Freundin mit dem Freunde!

Ihre Sehnsucht wurde erfüllt in ihrem 56. Lebensjahre, drittehalb Jahr nach dem geliebten Franz. Es war der 21. December 1549. Mit den Worten „Jesus, Jesus, Jesus" auf der Lippe starb Margarethe, wie sie gelebt hat, in Wehmuth über den Tod des königlichen Bruders, aber in herzlichem Vertrauen zu ihrem himmlischen Bräutigam.

Sie ist nicht wie man fabelt, in den Schooß der tridentinischen Kirche zurückgetreten, in dem sie sich nie befunden hat: sie ist ebenso wenig, wie Andere hoffen, als gläubiges Glied der protestantischen Kirche gestorben, zu der sie nie übergegangen ist. Sie war eine Jüngerin Jesu. Genügt das nicht für die Gegenwart, für die Zukunft wird es genügen. Uns scheint es ihr höchster Ehrentitel.

Alles aber in Frankreich, was Vaterland, Wissenschaft, Kunst und Christenthum lieb hatte, es trauerte an ihrem Grabe; unter ihnen die Tausende von Armen, die sie alljährlich erquickt. Ihr Leichenredner Charles de St. Marthe gehörte zu der Legion derer, die sie vom Scheiterhaufen gerettet hatte. Sie war eine der köstlichsten Perlen des französischen Reiches.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibt in Segen.

III.

# Coligny

und die

# Bartholomäus-Nacht.

---

Vortrag

gehalten

**am 18. November 1865 im Casinosaal**

zum

Besten des Gustav-Adolph-Vereins.

Auch heute wieder wie vor zwei Jahren, hochverehrte Versammlung, möchte ich Sie bitten, nach Frankreich mich zu begleiten und im Geiste Sich zurückzuversetzen in das XVI. Jahrhundert. Als Margarethe von Navarra starb, war Coligny zweiunddreißig Jahr. Somit ist zwischen beiden kaum der Unterschied eines Menschenalters. Und doch, wie bietet Frankreich ein so anderes Bild zur Zeit Margarethens, ein so anderes zur Zeit des Admirals. In des XVI. Jahrhunderts erstem Drittel, da wehte durch Europa der frische fröhliche Odem der Reformation. Das zweite Drittel wird vergiftet vom Pesthauch der Intrigue. Ist doch Colignys Zeit die Zeit der Maria Stuart, des Don Carlos, des Fiesco, des Egmont, des Götz von Berlichingen, der Bartholomäus-Nacht. — In solch' einer Zeit einen Mann anzutreffen, der nicht eine Faser der Lüge an sich hat, einen Mann, lauter durch und durch bis in die innersten Falten seines Herzens, das scheint mir Wohlthat für das beobachtende Gemüth. Und wenn nun zugleich erwiesen ist, daß dieser Coligny als der größte dasteht unter seinen Zeitgenossen; wenn die Geschichte bei ihm, wie selten bei einem andern, mit ununterbrochener Einmüthigkeit diese Seelenhoheit anerkannt hat und gefeiert: dann denke ich, bedarf es, um Ihr Interesse zu wecken, meiner Hinweisung nicht, daß dieser unvergleichliche Held mit unsern preußischen Sympathieen auch durch die Bande des Bluts verwachsen ist: ein Geheimniß, dessen Schleier Sie mir erlauben werden, nicht vor dem Schlusse zu heben.

---

Gaspard de Châtillon, Graf von Coligny stammte väterlicherseits von den alten Herzögen von Hochburgund: mütterlicherseits war sein Adel wenn möglich noch älter: denn seine Mutter, Louise, war eine Montmorency.

Das Original, der Capitaine brûlebanc, Connétable Anne de Montmorency, — wir kennen ihn aus dem Leben der Margarethe — er ist Colignys Großvater. Sein Sohn und Nachfolger in der Würde des Connétable, Franz, Louisens Bruder, dessen Blut-Paternoster lebhaft an den Vater erinnern, er war doch bei allen Parteien höher geachtet als jener, nicht nur während der kurzen Zeit seiner Triumvirnschaft: denn vor Franz von Montmorency galt kein Ansehn der Person. Im Felde gegen die Hugenotten fechtend, im Kabinet

für ihre Duldung eintretend, im Frieden die an ihnen verübte Mißhandlung mit Strenge ahnend, war er es, der das Glück seiner Neffen gegründet hat, nicht etwa weil es seine Neffen waren, sondern weil sie anerkanntermaßen zu den Besten ihres Volkes gehörten.

Hatte doch der alte Marschall Châtillon die seltene Freude, drei ausgezeichnete Söhne zu hinterlassen, deren mittlerer Coligny ist.

Jener berühmte Hugenotten-Cardinal, Odet de Châtillon, ein durch Seelengröße und Lauterkeit des Sinnes, durch Worthalten und Billigkeit, durch Scharfsinn und Entschiedenheit selbst bei seinen Feinden hochgeehrter Priester, der am 4. Februar 1571 vergiftet starb: es war des Admirals, Gaspard de Coligny, älterer Bruder.

Jener François, sieur d'Andelot, der erste Calvinist in seiner Familie, des Königs Heinrich II. sieggekrönter General, Rathgeber und Busenfreund, der entschlossenste, tollkühnste, tapferste Soldat im ganzen Hugenottenheere, der am 7. Mai 1569 vergiftet starb: es war des Admirals, Gaspard de Coligny, jüngerer Bruder.

Jener François de Coligny endlich, Graf von Châtillon, aus dem Blutbad der St. Barthélemy nur durch ein Wunder gerettet, durch 100 Siege den Hugenotten theuer, der 1587 nach der Kapitulation der deutschen Hülfsvölker, an der Spitze von etwa 100 Mann mitten durch die feindlichen Armeen, ununterbrochen kämpfend, unter unsäglichen Anstrengungen und stündlich neuen Gefahren, nach einem Marsche von 5 Tagen, aus Lothringen le Vivarais erreicht, getragen wie er selbst sagt, durch die Gebete der Seinen; von der Nachwelt aber bewundert, ein kaum dreißigjähriger Feldherr, wegen eines der schönsten Rückzüge, welche die Kriegsgeschichte gesehen hat: dieser in der Blüthe seiner Jahre der Welt entrissene, unerschrockene, wunderbar tapfere, auch selten glückliche, durch großes mathematisches Wissen und kluge Berechnung, wie durch Sittenreinheit, Treue und Herzensfrömmigkeit gleich ausgezeichnete Rathgeber Heinrich IV. († 8. Oktober 1591): es war des alten Admirals, Gaspard de Coligny mit Recht gefeierter, großer Sohn.

Wahrlich — noblesse oblige! — eine echte adlige Familie, der Sitz der schönsten Tugenden, umschlungen alle mit dem rothen Bande reiner Gottes- und Bruder-Liebe! Und aus diesem Kreise von Helden, die ihn umgeben, ragt der alte Admiral hervor, unerreicht bis heute, das Ideal des praktischen Calvinismus.

---

Gaspard comte de Coligny, des Marschall de Châtillon, der unter Franz I. so reiche Lorbeeren pflückte, mittlerer Sohn, war vier Jahre alt, als sein Vater den Dienst seines Königs mit dem Tode niederlegte. Die Wittwe Montmorency vertraute nun ihre drei Knaben der lichtvollen Leitung des berühmten Professors beider Rechte, Nicolas Bérauld an. Gaspard, durch Fleiß und Pflichttreue die Andern überholend, war als jüngerer Sohn für die Kirche, der älteste Odet, für den Staat bestimmt. Da nun aber Gaspard

für den geistlichen Stand durchaus keine Neigung fühlte, und sein erfahrener Lehrer ihn nicht zwang, so war allen geholfen, als Odet der ältere, damals 16 Jahr, sich entschied aus der Hand seines Oheims, des Connétable, den Cardinalshut anzunehmen. Gaspard, frei geworden für den Staat, wurde durch Montmorency frühe bei Hofe vorgestellt: aber die Gemeinheit, welche die medicäische Catharina umgab, behagte seinen reinen Sitten so wenig, daß er den Umgang mit den Edelleuten seines Alters floh und nur mit einem einzigen Freundschaft schloß, in dem er ein edleres Streben begrüßte. Dieser Eine, es war Franz von Lothringen, Herzog von Guise, derselbe, welchen Colignys Freimuth später in seinen Todfeind verwandelte, und dessen Ermordung die Hauptursache für Colignys Verderben wurde, die Hauptursache für das ganze Blutbad der St. Barthélemy. Wahrlich ein tragisches Geschick!

Coligny war zum Märtyrer prädestinirt; aber wie alle Blutzeugen der Wahrheit nützte er durch seine Passion mehr, als Andre durch glänzende Thaten. Gleich in den ersten Feldschlachten verwundet, trieb ihn sein Herz immer wieder da für seinen König zu kämpfen, wo augenscheinlich die Gefahr am größten war. Ich will Sie nicht aufhalten mit Herzählung seiner Kriegsthaten. Auf Verwenden des Connétable, durch Heinrich II. 1547 (am 29. April) mit der Stelle eines Inspecteur Général de l'infanterie française belohnt, fand er sich im 30. Lebensjahre an der Spitze einer Waffe, die bis dahin mehr eine Bande königlicher Räuber als ein nach rationellen Gesetzen organisirtes Heer gewesen war. Coligny unternahm es die französische Infanterie jener strammen Disciplin zu unterwerfen, die er mit wunderbarem Erfolge in seinem Regimente schon durchgeführt hatte. Seine Entwürfe wurden durch eine Kabinets-Ordre vom 20. März 1550 sanctionirt. Dies Datum scheidet die Geschichte der französischen Kriegsmacht in zwei Epochen: vor ihm die Banden: nach ihm die Armee. Auch seine Gegner erkannten diese durchgreifende Bedeutung jener Ordonnances de M. de Châtillon an. Brantôme, sein katholischer Widersacher, erklärt sie für die schönsten und politisch klügsten, die je auf französischem Boden geschaffen worden sind: und glaube ich, fährt er fort, daß einer Million Menschen dadurch das Leben erhalten, und ebensoviel von ihrem Gut und Vermögen: car auparavant ce n'étaient que pilleries, voleries, brigandages, rançonnemens, meurtres, querelles et paillardises parmi les bandes. Wir können hier nicht in Einzelheiten eingehen. Nur Ein Beispiel. Auf ein Fluchwort stand nach Coligny 1) achttägiger Arrest bei Wasser und Brot; im Wiederholungsfalle 2) öffentliche Ehrenstrafe en chemise et à genoux, une torche allumée au poing; und endlich, dem Geiste jener rohen Zeit gemäß, bei nochmaligem Rückfall, 3) Abschneiden der Zunge und Verbannung aus der Armee (banny des bandes). — Heinrich II. war so zufrieden mit dem bei seiner Infanterie erzielten Erfolge, daß er, um der Cavallerie dieselben Wohlthaten zuzuwenden, 1550 den Grafen auch zum Inspecteur de la cavalerie française ernannte.

Nachdem er theils durch vortreffliche Manöver, theils durch geschickte Unterhandlungen Boulogne gegen die Engländer, das schöne Lothringen gegen das deutsche Kaiserreich seinem Könige erobert hatte, erhob ihn dieser zum Gouverneur von Paris und der Isle-de-France, sowie am 11. November 1552 zum „Admiral." —

Wie der französischen Armee der Geist der Ordnung, so hatte, bis auf Coligny, der französischen Kriegsflotte das Feld für ihre Thätigkeit gefehlt. Bisher hatten nur Spanien und Portugal sich in die neu entdeckte Welt getheilt. Kaum war Coligny Admiral, als ihm der Gedanke aufleuchtete: Frankreich muß Colonien haben; und es kommt nur darauf an, das noch herrenlose Land in Beschlag zu nehmen. Ein einziger Mann, sagt sein katholischer Zeitgenosse Abt Raynal, ein einziger Mann öffnete Frankreich die Augen. Das war der Admiral Coligny, un des génies les plus étendus, les plus fermes, les plus actifs, qui aient jamais illustré ce puissant empire. Diesen Plan hielt Coligny fest mit jener Zähigkeit, die ihn bei Verfolgung jeder großen Sache kennzeichnet. Er verband damit zugleich den Gedanken, fern von dem der Inquisition verfallenden Europa ein Asyl für Glaubensfreiheit zu errichten.

Zum Märtyrerthume Colignys gehörten vor allem die inneren Kämpfe, in welche ihn seine Zeit und sein Beruf hinein zwang. Nur durch schwarzen Eidbruch kann der zweite Heinrich, unmittelbar nach dem Frieden von Vaucelles, in Spanien einfallen. Sein König befiehlt; der Feldherr muß gehorchen. Die Franzosen werden völlig geschlagen. — Es war bei St. Quentin. — Hätte nicht Coligny unterstützt von d'Andelot, seinem Bruder, es vermocht, drei Wochen lang die Spanier unter den Mauern von St. Quentin festzubannen, Paris und Frankreich wären verloren gewesen. Hier zeigte er zum ersten Mal jene ihm in seltenem Grade eigenthümliche Meisterschaft: Niederlagen, die Andere verschuldet, durch weise Umsicht entweder unschädlich zu machen, oder geradezu in Siege zu verwandeln.

Frankreich hat er gerettet: aber er selbst, durch die außerordentlichen Kraft-Anstrengungen der letzten Wochen schwer erkrankt, fällt den Spaniern in die Hände. Der Admiral hat das Fliehen nie gelernt. — Unten im Thurme auf Schloß Gand da schreibt der Gefangene den Bericht über die letzte Belagerung: da studirt er die Bibel; da versenkt er sich in die Zeitfragen; da wird sein Herz überwältigt von der Wahrheit der Calvinischen Lehre: da wirkt er — vom spanischen Gefängniß aus! — für die Colonisations-Versuche französischer Hugenotten im spanischen Amerika: wahrlich eine echte Märtyrergestalt, in Ketten siegesfroh und siegesgewiß. Als er nach zwei Jahren mit dem Frieden von Câteau Cambresis die Freiheit wieder erlangt (1559), kehrt der zweiundvierzigjährige Admiral aus dem päbstlichen Spanien, dem Land der Inquisition, zurück als Hugenott: eine wunderbare Führung Gottes.

Der Admiral hatte bald Gelegenheit seinen edlen Freimuth für die Hugenotten Frankreichs in die Wagschale zu werfen. — Feind der Intrigue, Gegner des Bürgerkriegs, ohne Mitwissenschaft bei der Verschwörung von Amboise (1560), zögerte er nicht, der Königin-Mutter, die ihn um Rath fragt, volle Gewissensfreiheit für die Reformirten als das einzige Mittel zu empfehlen, wie die Ruhe des Reiches herzustellen sei. Frankreichs Größe und die Glaubensfreiheit seiner Brüder, beides geht ihm von jetzt an immer Hand in Hand. Bemannt mit französischen Protestanten schickt er von Dieppe aus fünf unter seinen Augen wohlausgerüstete Schiffe nach Brasilien, zwei andere später nach Florida. In der Bai von Janeiro wird ein Fort Coligny, in einem Port-Royal auf Florida ein Fort Charles gegründet. Fern vom Vaterlande, werden aber die herrschsüchtigen Führer bald zu Söhnen der Willkühr. Villegagnons treuloser Abfall, Jean Ribauds schändliche Tyrannei und vor allem die Eifersucht der Guisen gegen die großen Erfolge des Admirals zerstören bald die nach Colignys Maaßregeln geschickt ausgewählten und trefflich angelegten Colonieen. Eines schönen Morgens haben die heimlich benachrichtigten Spanier 900 neu angekommene Franzosen an den Bäumen des Urwaldes von Florida aufgeknüpft: non comme Français, tröstet die Ueberschrift, mais comme Luthériens. —

Aber auch vor dem Könige schämt sich Coligny seines reformirten Glaubens nicht. Noch am 21. August 1560 auf der Notablen-Versammlung zu Fontainebleau ist er es, welcher Carl IX. zwei protestantische Bittschriften überreicht. „Die gläubigen Christen Frankreichs," so lesen wir darin, „treten vor den König als ses loyaux et bons sujets und erklären sich bereit, wenn das, was der König gewöhnlich nähme, nicht genüge, alle und jede Lasten und Steuern zu tragen, welche es Se. Majestät gefallen werde aufzuerlegen." Wahrlich eine süße Botschaft für das banqueroute Frankreich von 1560 mit seinen 43 Millionen Livres Schulden! Und was fordern sie dafür? Nichts als Gestattung öffentlicher Gottesdienste, damit endlich die Verleumdungen ihr Ende fänden. — Der Admiral befürwortet es dringend, und fügt ergänzend hinzu: „Des Königs Minister säen beim Könige Furcht und beim Volke Mißtrauen und Kränkung: er stehe dafür mit seinem Haupte, daß der König ohne alle Begleitung in jedem Winkel Frankreichs vollkommen sicher sich zeigen könne und überall mit Liebe und Ehrfurcht werde empfangen werden." So spricht kein Schwätzer, sondern ein Mann, dem zur zweiten Natur geworden war jene Besonnenheit, welche sich auch in der für einen Franzosen auffallenden Langsamkeit und Bedächtigkeit seiner Rede wiederspiegelt. „Die Unzufriedenheit," so fährt er fort, „die Unzufriedenheit des Landes und die allgemeine Gährung sei nicht gegen den König, sondern gegen dessen Minister gerichtet." — Die Guisen sahen grimmig d'rein. Carl aber lobte den frommen Eifer des Admirals und nahm die Bittschriften in Gnaden an. Darauf sprachen Montluc, Bischof von Valence, und

Marillac, Erzbischof von Vienne, in gleichem Sinne mit Coligny. Für die Intoleranz erhob sich niemand, außer den Guisen, die von Stund' an sich in Colignys Todfeinde verwandelten. —

Eine wunderbare Zeit! Es war eine Krise, welche den französischen National-Charakter umgestalten sollte. Gab es doch schon jetzt einige Provinzen, wo man auf 40 Meilen keinen Priester mehr fand, der Messe lesen wollte. Und nach dem Urtheil katholischer Bischöfe war die ganze Welt der Gelehrten und Künstler, vom Adel die Hälfte, und vom Bürgerstand diejenigen hugenottisch gesinnt, die sich durch Fleiß Reichthümer erworben, die Welt gesehen und in der Kunst der Waffen geübt hatten. Die große Menge harrte noch unentschieden zwischen beiden Religionen; doch nahm sie meist noch Anstoß an der Neuerung, z. B. wenn ein päbstlicher Cardinal, wie Châtillon, Colignys Bruder, mit seinem Hofgesind nach calvinischem Ritus communicirte, oder wenn er, wie er später that, sich mit einem Edelfräulein öffentlich im rothen Cardinalsrock trauen ließ (1. December 1564). Doch war, selbst nach dem Geständniß der Gegner, die hugenottische Geistlichkeit durchweg achtungswerther, gebildeter und eifriger, wie die katholische, dergestalt, daß für Frankreich damals die Protestanten dulden so viel hieß, als im Lauf der nächsten Jahrzehnte protestantisch werden.

---

Vier Mal ist an Frankreich die große Frage herangetreten, ob ihm nicht die Politik gebiete, die Reformation anzunehmen. Franz I., Carl IX., Heinrich IV. und der erste Napoleon haben sie verneint. Die Reformation hat man nicht gewollt, so kam die Revolution von selbst, die intoleranteste Predigerin der so heiß ersehnten Toleranz.

Die Richtung der Notabeln von 1560 war für die Duldung. Aber was war damals die Gesinnung des Volks? Vier Monat nach Fontainebleau sollen die Stände zu Orleans sich aussprechen. Es war am 13. Dezember. Jeder Stand, an besonderer Stätte vereint, hatte ein Separatvotum abzugeben. Natürlich daß da die nationalen Geistlichen von den römischen überstimmt wurden. Durch den Mund eines Apostaten forderte der Klerus der Ketzer Tod. Der Admiral trat auf: „Ob man ihn verbrennen wolle?" Der Apostat retraktirt, er halte Coligny nicht für einen Ketzer. — Jetzt votirte der Adel: Er verlangte ausdrücklich, daß man den Reformirten Gotteshäuser bewillige. — Höchst merkwürdig ist das Separatvotum der adligen Hugenotten. Sie fordern: Errichtung einer Armenschule in jedem Kirchspiel, Anstalten zur Verpflegung dürftiger Kranken, Arbeitshäuser zur Beschäftigung gesunder Bettler, Abschaffung der verstümmelnden Strafen für Landstreicher, Abkürzung der Prozesse und Verminderung der Advokaten, Verarbeitung der vielfachen Reichsgesetze zu einem einzigen Gesetzbuch, Beschränkung der Feiertage im Interesse der arbeitenden Klasse, und endlich Handhabung der früheren Aufwandgesetze gegen den Bürgerstand.

Man spürt das Wehen des Coligny'schen Geistes: noch ist er kaum ein Jahr Hugenott und schon hat er seine Herzensgesinnung unter den Standesgenossen zum Gemeingeist erhoben. Ob man so Unrecht hat, wenn man behauptet: die sociale Zukunft Frankreichs gehörte dem Hugenottischen Adel? Und solch eines Adels wußte sich bald der jesuitische Hof zu entledigen: welche Wunden schlug er damit der gesammten Nation! —

Es folgte das Votum des Bürgerstandes. Der tiers-état verlangt, daß man jede Verfolgung um der Religion willen sofort einstelle.

So sprach sich eine Versammlung aus, deren Abgeordnete die Guisen vorher einzeln durchmustert und aus der sie, was ihnen nicht gut katholisch schien, durch List und Gewalt fernzuhalten bemüht gewesen.

Das war das Frankreich von 1560. Unwillkührlich drängt sich uns die Wahrheit auf, ohne die Guisen hätte im Reich Ludwig des Heiligen der Calvinismus gesiegt und der Gesammt-Charakter der französischen Nation wäre heut ein anderer.

Das Zeugniß des Geistes war auf Seiten des Protestantismus. Hätte man diesem Zeugniß vertraut! Der Märtyrer mußte ja siegen. Aber die Gewaltthat auf katholischer Seite rief das Trotzen auf Gewalt der Waffen auch bei den Protestanten hervor. Frauen und Fanatismus sprachen mit. Und als auch die Gewalt der Katholiken nicht mehr ausreichte, da mußten Gift und Meuchelmord aushelfen. Das war ein Gebiet, auf welches der Protestantismus nicht folgen konnte, ohne sich selbst zu verleugnen. Weil er wenn auch nur mit einzelnen, seltenen Ausläufern in diese Hölle gefolgt ist, darum ist er unterlegen. Poltrots Meuchelmord rettete die Protestanten im ersten Bürgerkriege vor Guises zermalmender Hand. Auf diesen Einen Mord antworteten die Katholischen mit dem Blutbad der St. Barthélemy, das mehr als 20,000 Hugenotten das Leben kostete.

Nach der Stände-Versammlung von Orléans, wie sieht's im Louvre so wunderlich aus! Unter ungeheurem Andrang hält der Bischof von Valence vor dem gesammten Hofe eine Reihe reformatorischer Predigten. Aber auch der Admiral wohnt im Louvre: in seinen Gemächern lehrt ein hugenottischer Prediger das reine, unverfälschte Evangelium bei offenen Thüren. Endlich im Schloßhof in der kleinen Kapelle, da donnert ein Jakobinermönch römische Ueberlieferung für das Gesinde: auch einzelne Mißvergnügten der höheren Katholiken finden sich ein.

Montluc, Marillac, Châtillon, die nationalen Bischöfe, sie fehlen nicht bei der Prälaten-Versammlung zu Poissy. Ein gemeinsames Abendmahl soll den Schluß machen. „Gern," erklären die drei, „aber nicht anders, als unter beiderlei Gestalt." Die Mehrzahl weigert sich. Da communiciren sie mit Coligny und einer großen Schaar hugenottischer Edeln in der Kirche daneben, freilich vom Klerus nur ein kleiner Theil.

Aber was kümmert die Nichte Leo X. der Pabst und der Klerus? Catharina von Medicis, die aus Furcht principlose Herrscherin, sie befiehlt dem hugenottenfreundlichen Montluc im Namen des gesammten Klerus bei dem Pabst eine energische Vorstellung einzureichen über die rechte Abhülfe der religiösen Nothstände des Reichs.

Durch das Januar-Edikt vom 17. Januar 1562 wird nun sämmtlichen Reformirten Frankreichs die ersehnte Anerkennung und Religionsfreiheit gewährt. Jedermann wußte, daß dies Edikt von Coligny der Königin-Mutter eingegeben war. Hätte nur der Admiral immer seinen eigenen Inspirationen folgen dürfen! Daß er dies bald nicht mehr konnte, war des französischen Protestantismus Untergang. Aber um so mehr ist nun zu bewundern, wie geschickt er das ihm Aufgedrungene immer wieder in seine hohen Wege umzulenken und aus dem Bösen selbst Gutes hervorzulocken weiß. —

Bekanntlich haut der Herzog von Guise, der Geistessiege des Protestantismus müde, das Friedens-Edikt — ces diables d'écritures — mit dem in Rom geweihten Schwerte entzwei. Sechszig Hugenotten läßt er beim Ausgang aus ihrem Gottesdienste zu Vassy, die Wehrlosen, durch seine rohen Soldaten niederstoßen. „Israel, zu Deinen Zelten!" dröhnt es jetzt durch alle hugenottischen Kirchen. Die spanisch-päbstliche Partei der Guisen will Frankreich zu Grunde richten und die evangelische Wahrheit vom Erdboden vertreiben. Der König will den Frieden: die Guisen brechen ihn. Der König ist zu schwach ihnen zu wehren. Auf denn! dem König zur Hülfe! Auf, in den heiligen Krieg, in den Krieg für den Herrn und seinen Gesalbten."

Doch was zögert man aufzubrechen? Condé ist da, Navarra ist da, La Noue, Téligny, Briquemault, Montgommery ist da, der Cardinal Châtillon, Montbrun, d'Andelot, Theodor von Beza ist da. Aber wo weilt der Admiral? Ohne ihn können wir nichts thun! Was zögert er?

Was war's, das Coligny, den Hugenotten von gestern, durch allgemeine Einstimmigkeit zum Parteiführer stempelt? Es ist nicht seine hohe Geburt: Condé war königlicher Prinz; nicht sein erhabener Rang: l'Hospital, der Kanzler, stand dem Hofe näher; nicht seine ritterlichen Talente: d'Andelot war noch mehr Soldat; nicht etwa seine gewinnende persönliche Liebenswürdigkeit: darin übertrafen ihn nicht wenige der französischen Edlen. Das was man heute die Kunst des „Umgangs mit Menschen" nennt, hat er nicht verstanden. Herb in seinen Sitten, straff bis zur Unbeugsamkeit, strenge bis zur Härte, allem Tand und Prunk abgesagter Feind, durchdrungen von einem lebendigen, unerschütterlichen Glauben; hartnäckig in der Verfolgung seiner Ziele und unerschrocken auf allen seinen Wegen, nicht aus Stolz oder Dünkel, sondern aus lauterer Frömmigkeit: so stand Coligny da als der praktisch gewordene Calvinismus: so sind seine Siege und Niederlagen die aller Hugenotten; so überwindet er die Welt, auch wo er blutet und stirbt.

Aber wo weilt der Admiral? Von Süden nimmt die Seine nächst der Yonne einen Nebenfluß auf, der sie durch einen Canal mit der Loire verbindet und Paris mit Holz versehen hilft. Das ist der Loing. An diesem Flusse auf dem ersten Drittel des Weges von Orléans nach Paris liegt die kleine Stadt Châtillon sur Loing, mit etwas über zwei Tausend Einwohnern. Dort ist der Stammsitz der Familie Châtillon, die Grenzfeste des alten Herzogthums Burgund. Ein hoher alter Thurm, dessen Riesenmauern die Zeit des Faustrechts überdauert haben, er ragt weithin sichtbar in das Land hinaus. Ihm schmiegt sich an das herrliche Schloß in seinem neuesten Theil nach italienischem Style aufgeführt. Aber je länger das Auge auf dem Ganzen ruht, um so mehr fühlt es sich befriedigt. Die Maße sind so schön gewählt, die Linien so fein und leicht gezeichnet, die Winkel so künstlerisch benutzt, die Werke der verschiedenen Jahrhunderte so wunderbar zu einem Ganzen zusammengegossen, aus alten Stämmen und dem jüngeren Laubwerk eine so schöne Folie für das Gebäude gewonnen: daß man den Künstler bewundert, der dies geschaffen, noch ehe man ihn kennt.

Wir treten näher. Aber wir können nicht anders, als staunend ausruhen vor dem Hauptportal mit seinen drei Reihen griechischer Säulen, geschmückt mit den feinsten bas-reliefs und gefälligen Skulpturen. Doch was bewillkommt uns für ein heiliger Gesang aus dem Schlosse? Das ist Coligny, der als Hausvater mit Frau und Kindern und der gesammten Dienerschaft seine Hausandacht hält durch freies Gebet, Vorlesung eines Abschnittes der Bibel und gemeinsames Singen der Marot'schen Psalmen. Während die letzten Klänge der herrlichen Goudimel'schen Melodien langsam verhallen, treten wir in das geräumige Treppenhaus. Reiches Licht strömt auf die breiten marmornen Stufen, gemildert nur durch den Zauber der von den bemalten Scheiben sich ergießt, deren Farbenfrische und Harmonie noch schöner ist wie die dargestellten Figuren. Und nun treten wir in den Waffensaal: neben den Morgensternen, Keulen, Hünenschwertern und Armbrüsten, neben Lanzen, Gewehren, Helmen, Schildern und Rüstungen, überschattet von den eroberten Fahnen, Standarten und Halbmonden, blicken uns ernst an von den Wänden die düstern Riesenbilder hier der Châtillon's, da der Montmorency's, in der Mitte: die der französischen Könige. Von dem Balkon aus schweift unser Blick wohlgefällig über den herrlichen Park sorgsam gepflegter Bäume, die in malerischer Gruppirung nach Farben und Formen uns begrüßen, mehrfach durchbrochen von Lichtungen nach Montargis, Sens, Orléans und Fontainebleau. Es ist jener berühmte Park, dessen Bäume Coligny im Hausrock mit eigener Hand beschneidend von den Spionen der Gefahr im Verzuge ahnenden Medicäerin angetroffen wurde, noch den Tag zuvor, ehe er die von ihm so wohl angelegte Ueberrumpelung des gesammten Hofes selber leiten wollte. Solch ein süßer Friede hielt das Stammschloß des Admirals umfangen; weil es die Heimath dessen war, den mitten unter den grimmigsten Gefahren die Seelenruhe nie verließ.

Vom Ahnen- und Waffensaal gelangen wir in das Wohnzimmer. Auch hier lächeln uns an aus den Nischen Bildsäulen, so fein, so gefällig, so correct ausgeführt; so sanft, so graziös, so glücklich hingegossen, wie es je der florentinischen Schule gelungen war. An den Wänden wechseln ab Bilder von den Zeitgenossen, von Raphael, Corregio, Titian und besonders von Michel Angelo und Jean Cousin, dem Gründer der französischen Malerschule. An der hohen Decke die Stuckatur vereinigt die Produkte des Frühlings und des Herbstes in mannichfach verschlungenen Sträußen, Kränzen und Guirlanden. Zwei schöngeschnitzte kolossale Tische aus Nußbaumholz, jeder umgeben von einem halben Dutzend entsprechender Stühle mit hohen Lehnen, füllen die entgegengesetzten Ecken aus. Auf dem am Fenster steht eine Behaim'sche Erdkugel, zur Seite drei Merkator-Karten, eine von Frankreich, eine von den Niederlanden und eine von Amerika, deren Ränder bemalt sind mit Schiffen, Seeungeheuern, riesigen Urpflanzen und Rothhäuten. Auf der andern Seite des Tisches ruht eine große Foliobibel in französischer Sprache, mit zwei silbernen Krammen: daneben Marot's Psaumes und aufgeschlagen mit bunten, feinen Initialen, Calvin's Institution de la religion chrétienne mit einer Widmung von des Reformators eigener fester Hand. Den andern Tisch im Hintergrund des Zimmers beherrscht auch eine Bibel. Aufgeschlagen ist das erste Buch Samuelis, 25. Cap., wo wir im 28. Verse lesen: „Denn Du führest des Herren Kriege." Unter der Bibel blicken einige alte Briefe hervor von der Hand Calvin's und Theodor's von Beza. Daneben lauern elegante Stickereien. Zur Seite lehnt sich, mit dem nöthigen Flachs versehen, ein fein geschnitzter Webestuhl aus Ebenholz, augenscheinlich viel gebraucht. Von dem Tische grüßen noch einige hohe Vasen und silberne Schalen, schlank und graciös, mit feinen Bogen; daneben ein paar derbe, massiv-silberne Kannen mit Reliefarbeit. Umher kündet einfaches unzerbrechliches Spielwerk eine Kinderschaar von eins bis zu sechs Jahren an. — Und sieh! an jenem Tisch am Fenster, da liegt mehr, als sitzt, beide Arme über dem Folianten weit ausgereckt, eine nicht große, aber edle wohlgebildete Männergestalt, ernst sinnend über die vor ihm aufgeschlagene Stelle jener berühmten Vorrede Calvin's an den König, in welcher er lehrt, daß die Wahrheit durch Liebe siegen müsse, nicht durch Gewalt. An dem andern Tische aber sitzt Coligny's treue Gemahlin, die edle Charlotte de Laval, den Blick fest geheftet auf die Bibel; zur Seite ihre drei Knaben; Louise, das sechsjährige Mädchen, klammert sich mit der Rechten um ihren Hals und streicht mit der Linken ihr die Locke aus der gefalteten Stirn, vergeblich nach dem Blick der Mutter strebend, die sie nicht zu stören wagt. —

An einem andern Tage würde der Admiral sich eine Freude daraus gemacht haben, uns hinzuweisen auf die mannichfachen Schönheiten der Kunstwerke des französischen Phidias, dem er seine Skulpturen und Stukaturen, seine Glasmalereien und die architektonische Einrichtung des Ganzen verdankt. Hat ihm doch derselbe Künstler sein Stammschloß gezieret, dessen Meisterschaft sämmtliche

Skulpturen des südwestlichen Winkels am Louvre, die Tribüne der Caryatiden im Antikensaal, die Diane de Poitiers im Musée de la Renaissance, die fontaine des nymphes, die Büste Heinrich II. und so vieles Andre wundervolle in und außerhalb Paris geschaffen hat. Wir kennen ihn. Es ist jener Jean Goujon, Hugenott, wie alle größten französischen Künstler dieser Zeit, — wie Bullant, Palissy, Cousin, — des Admirals besonderer Freund, Frankreichs größter Bildhauer bis heute, der auf dem Gerüst des Louvre, unter seinen unsterblichen Meisterwerken, an denen er gerade die letzte Hand anlegte, nicht geschützt, unter den Augen seines Fürsten den er verherrlicht, in der Bartholomäus-Nacht fiel unter den Dolchen geweihter Meuchelmörder, mit seinem großen Gönner im Tode vereint. Das echte Hugenottenthum, welches in den Kirchen jedwedes Bildwerk, das zur Anbetung mißbraucht wird, als Götzen verabscheut, zerstört und vernichtet, es hat je und je in seinen Privaträumen allen schönen Künsten, den bildenden wie den andern, einen willkommenen Zugang gestattet: und wenn auch Coligny hier als Mäcen erscheint, so ist dies in seinem Charakterbilde ein echt-hugenottischer Zug.

Aber jetzt ist es nicht Zeit, an der Hand jener Bilder und Bildsäulen, die Welt der griechischen Sage und der biblischen Geschichte und der heiligen Legende mit dem Admiral durchzugehen. Wir sehen es an den feierlichen Mienen der Hauptgestalten: die Stunde, in der wir in das Schloß zu Châtillon eingetreten sind, sie ist furchtbar ernst. Coligny und sein Weib sind gestimmt wie an jenem Tage des vorigen Jahres, wo der Admiral, wohlwissend, daß die Guisen ihm in Orléans eine Falle gelegt haben, sich aufmachte in die Ständeversammlung, gefaßt auf den Tod, und nun noch einmal seine treue Charlotte herzlich umarmte, und sie bei Gott beschwört, das Kind, das in nächster Zeit geboren werden sollte, von niemand anders taufen zu lassen, als von den wahren Dienern des göttlichen Wortes. (1560, Dez.) Und in der That die heutige Stunde ist gleich entscheidend.

Der Ruf Israel: „Zu Deinen Zelten," nach dem Blutbad zu Vassy war er mit Windeseile auch nach Châtillon getragen worden. Zu wiederholten Malen hatte der Cardinal Châtillon, Genlis, Boucart, Briquemault, d'Andelot und andre hugenottische Edle an des Admirals Thür gepocht, und ihn gedrängt, die Waffen zu ergreifen. Coligny wußte, daß weder das Volk noch die Prinzen ohne ihn vorzugehen wagen würden.

Und er hatte Frankreich zu lieb, um es in die Greuel der Bürgerkriege zu stürzen; er vertraute zu fest auf die Macht der Wahrheit, um dem ewigen Herrscher erst sein zerbrechlich Schwert anbieten zu sollen. Aber wenn nun Vassy blos das Signal wäre zu einer ganzen Reihe von Niedermetzelungen? Wenn nun in Frankreich, wie jetzt in Spanien, in allen größern Städten Scheiterhaufen angezündet würden? Wenn nun die Prediger Recht hätten, Samuel solle Israels heilige Kriege führen? Schon wird des Volkes Unmuth laut und lauter gegen den zögernden Admiral, der sich fast scheue, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Noch bleibt Coligny unerbittlich. Da nimmt Charlotte von Laval

den Säugling auf den Arm, springt auf von ihrem Sitze, eilt auf den Grafen zu, und, die Rechte zum Schwur erhoben, ruft sie: Mein Gemahl, ich heische von euch, im Namen des lebendigen Gottes, daß ihr uns nicht fürder betrügt: oder ich werde gegen euch zeugen in seinem Weltgericht. Dabei fällt sie nieder, umfaßt die Kniee des Admirals; die sechsjährige Louise mischt ihre Thränen und Bitten unter die der Mutter; indeß Gaspard, der siebenjährige mit dem vierjährigen François aus dem Ahnensaale die schweren Waffen herbeischleppen und zum Vater aufzuheben, sich abmühen. —

So mancher große Kriegsheld ist nur von Frauen überwunden worden. Coligny wurde es von der edelsten Gattin, der durch Seelenhoheit und Sittenreinheit bei Katholiken wie Hugenotten gleichgeachteten Charlotte de Laval, seinem treuen Eheweib, die im Dienst der großen Sache, eine echte barmherzige Schwester, in den Hospitälern zu Orléans die kranken Soldaten pflegend, in der Aufopferung echter Jesus-Liebe allen voran, am 17. März 1568 den frommen Anstrengungen erlag. Der Admiral, der gerade Chartres belagerte, war gleich auf die erste Kunde hin, mit den geschicktesten Aerzten zu seiner Herzliebsten geeilt: er fand sie eben in den letzten Zügen: keine Rettung mehr. —

---

Es war ein neues Märtyrerthum für Coligny, daß er seinem Könige, dem er immer treu gedienet, durch die Macht der Umstände gezwungen, als Parteiführer gegenübertreten mußte. Dem Namen nach stand Condé an der Spitze: der That nach aber war der Admiral unter dem Titel „General-Lieutenant des protestantischen Bundes" die eigentliche Seele des Ganzen.

Die Aufgabe, die ihm damit zufiel, war unendlich schwieriger, als jene, die er als General-Oberst der französischen Infanterie und Cavallerie so glücklich gelöst hat. Der protestantische Bund war ja von gestern her. Das Heer bestand, im strengsten Sinne des Worts, nur aus Freiwilligen, die jeden Tag wieder die Reihen verlassen durften. Keinem war er ein Vorgesetzter von Rechtswegen. Jeder schien für sich eine Insel. Und das Land, was zur Operationsbasis dienen sollte, wo war seine Grenze? wo sein Anfang? wo seine Städte? wo seine Festungen? — Ein Heer zum Bürgerkriege bestimmt! Coligny erschien es ein Ungeheuer! Aber er mußte sich in seine Lage finden. „Um solch ein Ungeheuer zu bilden," sagte er, „muß man mit dem Bauch anfangen." Er begann damit, Kornvorrath zu kaufen, und Magazine zu errichten. — Aber noch war die Truppe zu klein. Gleich zuerst trat daher die Frage an den Kriegsrath, ob nicht deutsche und englische Hülfsvölker zu werben seien: ja die ausländischen Protestanten boten schon den Hugenotten ihre Unterstützung an, wenn nämlich, stellten einige zur Bedingung, der Admiral die Truppen befehlige. Coligny stemmte sich dem mit Heftigkeit entgegen. Bei Gott, so schwur er, eher wolle er sterben, als dulden, daß die Hugenotten anfingen, Fremdlinge nach Frankreich zu rufen. Aber bald wußte man, die Guisen hatten 6000 Spanier in Sold genommen: päbstliche und katholische Schweizer sollten dem folgen. Coligny

wurde überstimmt: man unterhandelte mit Frundsberg. Coligny drang nun darauf das erste Aufflammen der Begeisterung zu benutzen, um auf Paris zu marschiren. Er verstand wohl, daß in einem Freischaarenkriege die Begeisterung der Haupthebel sei zu erfolgreichen Unternehmungen. Aber vor der Ankunft der Deutschen wagte der Prinz nicht vorzugehen. Plötzlich schallt es durch's Lager: die reîtres sind da. Aber fast zugleich kommt die Nachricht, diese Deutschen, welche, wie Coligny selber klagt, plustôt donnaient la loi qu'ils ne la recevaient, erklären, sofort wieder abzuziehen, wenn sie nicht wenigstens 100,000 Sonnenthaler Sold auf der Stelle ausgezahlt erhielten. Bis jetzt hatte der Prinz nur 2000 Sonnenthaler in Händen. Und morgen sollte die entscheidende Schlacht geschlagen werden. Was war da zu thun?

Coligny beschwor die Edelleute, jetzt nachdem Gott durch die Ankunft der reîtres ihrer aller heißes Gebet erhört, sich ihm nun auch dankbar zu erweisen durch Entäußerung aller ihrer Mittel. Condé und er gingen mit dem Beispiel voran, indem sie ihr Silbergeschirr hergaben. Die Geistlichen wiesen hin auf den, der sein Leben für uns geopfert hätte, sich all seiner Herrlichkeit entkleidend um unsretwillen. Die beliebtesten Offiziere wirkten durch freundlichen Zuspruch. Die meisten gaben gern. Andre, theils aus Liebe, theils aus Furcht, thaten weit mehr als man glaubte; und bald wurde die Freigebigkeit so allgemein, daß bis zum Troßbuben hinab ein jeder beitrug: zuletzt galt es für eine Schande wenig gegeben zu haben. Einige beschämten selbst die Edelleute, indem sie williger Gold darreichten, als jene Silber dargeboten hatten.

Kurz, als man Alles zusammengebracht hatte, fanden sich theils in baarem Gelde, theils in Geschirr und goldenen Ketten, mehr als 80,000 Livres. — Statt selber Sold zu verlangen, hatten sie die fremden Hülfsvölker befriedigt: und die Schlacht konnte geschlagen werden. Ein solches Heer schien wohl in einzelnen Schlachten besiegbar, aber auf die Dauer unüberwindlich; denn, wie der Hugenotten-General La Noue sagt, es hatte la passion pour différence et pour solde la nécessité.

Coligny hat in diesen Kriegen herrliche Siege erfochten, hundert Fehler Condé's unschädlich gemacht, glänzende Rückzüge durchgeführt, heldenmüthige Belagerungen ausgehalten, das Terrain meisterhaft benutzt, den siegreichen Feind durch seine geschickten Manöver immer so in Furcht zu halten gewußt, daß es Sprüchwort wurde: Coligny sei nach einer Niederlage furchtbarer, als Andre nach drei Siegen: aber als die schönste seiner Leistungen während dieser Kriege erscheint mir doch die musterhafte Mannszucht, welche er unter den aus so verschiedenen Elementen zusammengewürfelten Banden einzuführen und festzuhalten verstand.

Später bildete der grausige Marschall Montluc durch seine sauteries auch auf protestantischer Seite in dem Baron des Adrets einen gelehrigen Schüler heran. Der schöne Name blieb: Das Hugenotten-Heer nannte sich nach wie vor l'armée chrétienne, assemblée pour le service de Dieu, la

liberté et délivrance du roi et la reine sa mère, conservation de la liberté chrétienne ésdits pays: Aber die besonnene Frömmigkeit und Schonung war im steten Abnehmen begriffen. Anders in der frühesten Zeit: Der erste Bürgerkrieg von 1561 steht auf hugenottischer Seite in Beziehung auf Mannszucht als ein kaum wieder je erreichtes Vorbild da. — Karten und Würfel, Tanz und Theater waren unbekannt. Liederliche Dirnen wurden nicht geduldet. Die Marketender verkauften nur grobe, und durchaus nöthige Speisen: wer andere brachte, wurde strenge bestraft. Die Soldaten entfernten sich nie von ihren Fahnen, um zu maraudiren. Kaufleute und Bauern verkauften ihre Waaren mit voller Sicherheit. Müßiggang und Ueppigkeit waren gleich verbannt. Statt weltlicher Lieder sang man die Psalmen. Früh und Abends, bei Aufstellung und Ablösung der Wachen, wurde gebetet. Nach dem Gottesdienst arbeiteten die Geistlichen an den Schanzen mit ihrer ganzen Gemeinde. Der Adel, sonst fast überall noch den Raubrittern gleichend, zeigte sich hier seines Namens würdig. Er mißhandelte nirgend seine Wirthe, und begnügte sich mit sehr Wenigem. Man sah niemand von den Einwohnern fliehen, noch hörte man Geschrei und Klagen. — Die verwundeten Soldaten wurden in den Hospitälern von den Edelfrauen gepflegt. Während des ganzen ersten Krieges wurde das Calvinische Heer nur von Einem öffentlichen Verbrechen besudelt. Der Schuldige wurde dem Parlament von Paris überwiesen, und — enthauptet. Das war eine Kriegführung im Sinne des Admirals, eine Kriegsführung voller Milde und Anstand, gewiß dreifach anzuerkennen in einer rohen Zeit, wie im XVI. Jahrhundert, und das in einem Kriege, der zugleich Bürger- und Religions-Krieg war.

Coligny's herbe Strenge gegen den Einzelnen beabsichtigte immer nur die größte Milde für das Ganze. Das war der Grund, weshalb man auch seine Härte gern duldete. Der Beispiele sind viele. Hier nur eins: Ein tapferer höherer hugenottischer Offizier, hatte sich nach abgeschlossener Capitulation einiger Pferde der Besatzung bemächtigt. Der Admiral, zum Zorn entbrannt, fuhr den Chef sehr an, stieß ihn und erhob schon den Stock, um den Ungehorsamen zu züchtigen, als die Prinzen dazwischen traten, an die hohen Verdienste des Delinquenten erinnernd. Einige der Hofpartei gingen den Offizier an, wie er sich solches gefallen lassen könnte. Gelassen antwortete jener: „Ich dulde Alles von meinem Lehr-Meister, nichts von meinen Feinden, und zeige meinen Untergebenen was sie mir schuldig sind."

---

Am Heerde des katholischen Fanatismus hatte sich auch der protestantische entzündet. Im Augenblick als Orléans, der Hauptplatz der Hugenotten, verloren schien, trifft den Herzog Guise die Kugel des Meuchelmörders Poltrot, und die Katholiken müssen Frieden schließen.

Es ist tief demüthigend, wie in dieser Welt der Lüge eine eingebildete Thatsache oft gerade so nachhaltig wirkt, als eine wahre. Es hieße Coligny entehren, wollte man heut auch nur ein Wort verlieren, um ihn von der Mitschuld

an jenem Meuchelmorde zu reinigen. Aber damals galt es für erwiesen, im katholischen Lager, Poltrot der fanatische Hugenott sei von dem Admiral bezahlt. Dieser Wahn ist die Ursache von zwei Bürgerkriegen, und zuletzt von der Bluthochzeit geworden.

Coligny kannte diese Macht der Lüge. Er setzt ein langes Vertheidigungsschreiben auf; er schwört jede Mitwissenschaft an dem Verbrechen ab; er reicht den Guisen die Hand der Versöhnung. Umsonst. Da macht er sich auf den Weg nach dem Hof, umgeben von 600 hugenottischen Edelleuten, den Verläumdern in's Auge zu sehen. Die Königin-Mutter erschrickt. Durch Condé läßt sie ihn bitten, nicht zu kommen. Montmorency übernimmt die Vertheidigung des Neffen.

Bald darauf wird auch der ältere Condé ermordet von einem fanatischen Katholiken. Coligny läßt Heinrich von Béarn zum Oberbefehlshaber ausrufen, und macht nun selber sein Testament. Es ist datirt vom 6. Juni 1569. Er hat manche schöne Schriften hinterlassen: diese ist das schönste Zeugniß seiner großen Seele. Er legt alle ihre Falten auseinander vor Gott, und man darf hineinblicken, wie er seinem König mit jedem Blutstropfen angehört; wie er den Bürgerkrieg von ganzem Herzen haßt; wie er fern von jedem menschlichen Ehrgeiz, allein durch den Eifer für die Religion getrieben wird; wie er im reformirten Glauben zu leben und zu sterben gedenkt.

Der Admiral ist darum so groß, weil all sein Thun den Beweis liefert, daß er nie etwas für sich gewollt hat, sondern in seiner Selbstlosigkeit froh war, wenn sein Schaden und seine Schmerzen der guten Sache Nutzen brächten. Er hatte keinen einzigen Zug von dem, was man gemeinhin Liebenswürdigkeit nennt: das erlaubte nicht seine eiserne Gesinnung.

Und dennoch ist er, mit seiner Freude an der Aufopferung für die anderen, eine im eigentlichen Sinne liebenswürdige Erscheinung: kann man doch nur ganz lieben, was man auch durchaus achten darf. —

Jetzt beginnen die Vergiftungs- und Meuchelmords-Versuche gegen den Admiral. Wer zählt sie alle? Hat doch das Parlament von Paris am 28. September 1569 in französischer, lateinischer, englischer, spanischer Sprache den Beschluß publizirt, welcher Coligny außerhalb des Gesetzes stellte, sein Bildniß auf dem Grève-Platz zu verbrennen befahl, und eine Belohnung von 50,000 Sonnenthalern dem versprach, der den Admiral lebendig oder todt ausliefern würde. Es machte auf den Admiral einen erschütternden Eindruck, weil Gott wußte, daß der König von Frankreich damals keinen treueren Diener hatte als Coligny. Dazu kam die unglückselige Schlacht von Montcontour, in der die deutschen Landsknechte von den katholischen Schweizern geradezu aufgerieben worden, und sämmtliches Geschütz in die Hände des Feindes gefallen war.

Vom Rheingrafen durch einen Pistolenschuß im Gesicht verwundet, hatte der Admiral diesen mit seinem Schwert zu Boden geschlagen. Aber das Blut strömte nun zu mächtig über sein Gesicht, als daß er länger hätte den Kampf übersehen können.

Er wurde fortgetragen. Nach verlorner Schlacht hielt man einen Rath um seine Tragbahre. Die beiden Prinzen und der gesammte Adel, total entmuthigt, riethen um jeden Preis mit dem König Frieden zu schließen: Coligny, der in den Tod verwundete Feldherr, widersetzte sich dem mit aller Entschiedenheit. „Frieden schließen nach einer solchen Niederlage hieße die Religion verkaufen.“ Und er drang durch. — Er lenkte nun seinen Weg nach la Rochelle. Unterweges aber überkam ihn selber die tiefste Traurigkeit. Das andauernde Mißgeschick seiner Waffen, die Verkennung seiner Verdienste, die verzweifelnden Reste seiner schönen Armee, die beiden jungen Prinzen, deren notorische Armuth von den Söldnern nur verschlimmert und ausgesogen wurde; die Unzufriedenheit über die Leitung und der lauterwerdende Wunsch nach einer Aenderung; schwache Städte, bestürzte Garnisonen, Fremdlinge ohne Gepäck, er selbst ohne Geld; mächtige Feinde, ohne Erbarmen für die Seinen und wuthschnaubend besonders gegen ihn: von aller Welt verlassen, mit Ausnahme seiner zweiten Gattin, der heldenmüthigen Jaqueline de Montbel, welche ihm nach Niort entgegengeeilt war, und dort die Verwundeten pflegte: er selber vom Fieber geplagt und nach ärztlicher Aussage dem Tode nahe: alles dies schlug seine Hoffnungen zu Boden, und sein Blick in die Zukunft war tief umflort wie nie zuvor. Das bemerkte l'Estrange, ein alter hugenottischer Edelmann, der ebenfalls schwer verwundet in Colignys Nähe getragen wird. L'Estrange läßt, als der Weg breiter wird, seine Sänfte vor Colignys vorüber tragen, und indem er den Kopf durch den Vorhang steckt, heftet er seinen Blick fest auf den Admiral, und ruft ihm statt Lebewohl, eine Thräne im Auge zu: „Nicht wahr, Gott ist doch sehr gütig!“ Das schlug ein. Der Apell an seinen Glauben hat dem alten Hugenotten wohl gethan. Seine gewohnte Entschlossenheit erwacht in neuer Stärke.

In wenig Tagen, noch mitten im entzündlichen Fieber, steht er an der Spitze einer starken Cavallerie, vereinigt sich unter den feindlichen Kanonen mit den siegreichen Truppen Montgommerys, nimmt alle Festungen von Langued'oc im Sturm und marschirt auf Paris. Der Hof, vom Schrecken übermannt, schließt Frieden und bewilligt den Reformirten freie Religionsübung, Zulassung zu allen Aemtern, und, zu ihrer Sicherheit, auf zwei Jahre die Besetzung der vier Festungen la Rochelle, la Charité, Cognac und Montauban. So weiß Coligny die Niederlagen der protestantischen Prinzen in Siege des Protestantismus zu verwandeln. —

Ein einfacher französischer Edelmann, durch die Macht der Verhältnisse ist er wider Willen eine europäische Großmacht geworden, deren Gesandten England höher aufnimmt, wie die des französischen Königs; mit der die deutschen Protestanten, als der Vorkämpferin ihres Glaubens im Westen, Bündnisse schließen; vor deren Schiffen, noch ehe sie segelfertig sind, der Pabst in seinem Vatikan erzittert; und deren Pulver, richtig angelegt, sämmtliche spanische Provinzen in Bewegung setzen konnte. Das hatte der Hof durchschaut. Er beschließt, die neue Großmacht für sich zu gebrauchen.

Nach dem berühmten Frieden von St. Germain-en-Laye (8. Aug. 1570) beginnt für den Admiral die Zeit der schwersten inneren Leiden, die Zeit seiner Hofgunst an einem sittenverderbten, von Intriguen zerfressenem Hofe, welche enden mit der Bluthochzeit.

Die Bartholomäus-Nacht ist nicht, wie man gemeinhin glaubt, das Werk einer langjährigen Intrigue, sondern wenige Tage zuvor ersonnen; die Gunstbezeugungen, die Coligny erfuhr, seitens des Königs sind sie durchaus aufrichtig gemeint noch den letzten Tag vor seinem Tode. Das Wort des Räthsels ist dies: Mit dem Frieden von St. Germain beginnt der Hof, auch Catharina selbst mit ausgesprochener Leidenschaft, eine Aenderung des gesammten politischen Systems. Der Pabst und Spanien werden verlassen, ja gröblich beleidigt, mit der englischen Elisabeth aber ein Heirathsprojekt eingeleitet, und als dieses sich hinzieht, doch wenigstens ein Schutz-Bündniß geschlossen. Die gefangene Maria Stuart, des Königs Schwägerin, wird faktisch aufgegeben. — Ziel von dem allen ist Befreiung der Niederlande vom spanischen Joch und Eroberung zweier blühender Provinzen. Vertreter dieser echt-nationalen Politik sind die Montmorency: der Connetable, der Marschall Damville und Thoré, ferner der Marschall Cossé und der Feldzeugmeister Biron.

Carl war stolz auf den Frieden von St. Germain, er nannte ihn: „seinen und keines andern Menschen Frieden": er sprach nur von der Nothwendigkeit einer Gegenligue gegen Spanien und den Pabst; er erklärte dem mit Krieg drohenden spanischen Gesandten: „Wenn man denkt, daß wir uns vor einem Kriege fürchten, so ist man sehr im Irrthum. Jeder mag thun, was ihm gefällt;" er sagte zur Königin von Navarra, als der Pabst wegen des Dispenses zur Hochzeit seiner Schwester mit dem protestantischen Prinzen Schwierigkeiten machte: „Meine Tante, ich ehre Euch höher als den Pabst, und liebe meine Schwester mehr als ich jenen fürchte: ich bin kein Hugenott, aber ich bin auch kein Pinsel; und wenn es der Pabst mit seiner Albernheit noch weiter treibt (si Monsieur le Pape fait trop la beste), so nehme ich Margot bei der Hand, und führe sie zur Trauung bei voller Hugenotten-Predigt." Und in der That wurde Margarethe von Valois ohne päbstlichen Dispens getraut. — Die Verbindung der Schwester Carls IX. mit dem Anführer der Hugenotten, Heinrich von Navarra, sie war nicht ohne Bedeutung für die engere Verbrüderung beider Religions-Parteien im französischen Reich.

Aber noch wichtiger erschien dem König der flandrische Feldzug: wer sollte ihn leiten? Es mußte ein Name sein bei Engländern und Deutschen gleich geachtet. Aller Augen richteten sich auf Coligny.

Der Admiral hatte Ursach, dem Hof zu mißtrauen, der den Protestanten nun schon mehr als drei Mal seine Eide gebrochen. Auch den Fanatismus des pariser Pöbels kannte er zur Genüge. Er ließ sich lange nöthigen und

blieb auf seinem Stammschloß Châtillon. Der Hof ging, um ihm näher zu sein, nach Blois. Coligny hielt sich zurück. Endlich hatte er die Beweise in der Hand, daß der König mit dem Prinzen von Oranien und der englischen Elisabeth gegen Spanien unterhandle. Der flandrische Krieg war überdies sein Lieblings-Projekt. — Das war ein Abschied von Châtillon auf Nimmerwiedersehen. Seine Leute wollten ihn nicht ziehen lassen. Eine Bäuerin u. a. warf sich ihm zu Füßen, umarmte seine Knie und rief: „Ach! unser gütiger Herr, wohin geht Ihr zu unserm Verderben? Ihr werdet sterben und alle die mit Euch sind. Oh habt doch Erbarmen mit unserer Herrin und mit Euren Kindern!" „Lieber Ein Mal sterben," antwortete der Admiral, „als täglich unter dem Dolche leben," und stieß sie von sich. Um so inständiger wiederholte sie nun ihre Bitte bei der Frau Admiralin, die neben ihm ritt. Vergebens. — Coligny kam an den Hof.

Carl umarmte ihn drei Mal. „Mein Vater, wir behalten Euch jetzt bei uns und lassen Euch nicht wieder fort, wann ihr wollt," so bewillkommnete er ihn. Der König setzte ihn in alle Aemter wieder ein und gab ihm aus seiner Tasche 100,000 Thaler zur Entschädigung für die Plünderung seines Schlosses. Bald wußte Frankreich: niemand hat auf den König größeren Einfluß als der Admiral. Was Carl jedem andern zu verweigern pflegte, ihm bewilligte er es auf eine leise Andeutung hin. Das Hugenottenthum, durch die Unternehmung gegen Spanien vor Europa zu Ehren gebracht, schien nahe daran, die französische Staats-Religion zu werden. Nichts war so populär als der flandrische Krieg. Auch Catharina war dafür begeistert.

Aber in dieser principlosen Seele war Furcht, die Herrschaft zu verlieren, das einzige Motiv. Des Don Juan d'Austria glänzender Seesieg bei Lepanto machte sie daher schon wieder wankend. Der spanische Gesandte verließ den Hof. Der König bleibt beharrlich auf der Seite des Admirals und des Connetable und schickt Genlis den aufständischen Niederländern zur Hülfe. Da kommt die Nachricht, Genlis ist völlig geschlagen. Von Stund' an tritt die Medicäerin mit ihrem Lieblingssohne Anjou in's spanische Lager über.

Der 23jährige Carl aber, des großen Colignys Muth vertrauend, schießt ihm neue bedeutende Summen vor zur Anwerbung hugenottischer Truppen gegen Spanien. Der Admiral hebt wieder 3000 Mann aus unter Villars und gegenüber von La Rochelle hat er die Flotte angesammelt zu einer Expedition gegen das spanische Amerika. Seine Kundschafter sind schon vorausgeeilt, in der neuen Welt Häfen, Festungen und Kriegsstärke der Spanier zu erforschen: während der Aufstand der Niederländer sich immer einheitlicher organisirt.

Indeß dem Admiral ist der feige Rückzug der Medicäerin nicht entgangen. Er weiß, daß sie den König umzustimmen sucht. Allein das weiß er nicht, daß ihre Spione an den Thüren des königlichen Cabinettes lauschen. Er stellt Carl'n vor, er werde niemals in Wahrheit König sein, so lange er nicht die Macht der Mutter in engere Grenzen zurückgewiesen und den Bruder Anjou

aus dem Lande geschaffet, wozu sich eben jetzt durch die Erledigung des polnischen Wahlthrones eine schickliche Gelegenheit biete. Die Medicäerin, von Allem bestens unterrichtet, stürzt ihrem undankbaren Sohne, dem sie allein ja gegen Katholiken und Hugenotten die Krone gerettet, die 51jährige, noch immer schöne, robuste Person, zu Füßen, und in Thränen schwimmend, fordert sie den Rückzug in ihre Vaterstadt Florenz. „Spanien, so sagt sie, sei Frankreichs bester Freund; der Hugenott lechze nach des Landes Verderben!" Der König, betroffen, seine geheimsten Rathschläge durchschaut zu wissen, bittet um Verzeihung, verspricht Gehorsam und verläßt schwankend das Jagdschloß.

Der Admiral wird von neuem gewarnt. Vor der Zeit habe er von den vier Sicherheitsplätzen drei dem König zurückgegeben. Ob man nicht endlich rüsten solle, um nicht überrascht zu werden? Coligny antwortet nach la Rochelle: „Der König wolle Frankreichs Wohl: er selber aber: eher würde er sich durch den Koth der Straßen von Paris schleifen lassen, als daß er zum Bürgerkriege rathen sollte." — Niemals, so gestehen auch seine Gegner, niemals hat der Admiral mehr Seelengröße gezeigt, als jetzt, wo er sich von allen Seiten mit Intriguen umgarnt sah.

---

Indessen trat zur Besiegelung „ewiger" Eintracht unter beiden Parteien die Hochzeit zwischen Carls Schwester und dem Bearner, dem nachmaligen vierten Heinrich, ein. Es war am 18. August 1572. Niemand ahnte noch, daß sie einst in der Geschichte „die Bluthochzeit" heißen würde.

Zahlreicher hugenottischer Adel strömte nach Paris. Aber auch die Guisen, welche Coligny ausgewichen waren, kehrten an den Hof zurück, den alten Groll im Busen. Sahen sie doch in Coligny immer nur den Mörder, den Mörder ihres Bruders, ihres Familienhaupts.

Der König läßt beide Parteien durch feierlichen Eidschwur sich verpflichten, daß sie nichts gegen einander vornehmen wollen. Gleich nachdem dies geschehen, eröffnet er Coligny, daß er den Guisen nicht traue. Auf Colignys Anrathen zieht er 1200 Mann Garden nach Paris zur Aufrechthaltung der Ordnung. Dabei hat er täglich eine längere geheime Unterredung mit dem Admiral. Sie sprachen über den flandrischen Krieg.

Etwa am dritten Tage nach der Hochzeit war der mit blutigem Lorbeer geschmückte Herzog von Anjou, Carls jüngerer Bruder, unangemeldet, wie er pflegte, in das Cabinet des Königs getreten, unmittelbar nachdem der Admiral es verlassen hatte. Carl, ihn erblickend, geht hastig mit großen Schritten durch's Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, sieht den Bruder oft von der Seite grimmig an, und legt die Hand zuweilen an den Dolch. Anjou entfernt sich schnell und läuft zur Königin-Mutter. Diese beiden beschließen, Coligny's, des unheilvollen Mannes, sich zu entledigen. Niemand wird in's Geheimniß gezogen, außer der Herzogin von Nemours, Wittwe des ermordeten

Franz Guise. Sie theilt es dem Sohne Heinrich mit. Er, der in Coligny nur den Mörder seines Vaters kennt, räth an, beim ersten Besuch, den der Admiral der Königin-Mutter machen werde, solle ihn die Herzogin, eine große Jägerin wie Catharina, mit eigener Hand rücklings niederschießen. Allein sie weigert sich dessen, und nun wird Montravel, der Mörder, gedungen und für seine Sicherheit im Voraus gesorgt.

Wer tritt dort eben aus dem Louvre und geht vorbei neben der Kirche St. Germain l'Auxerrois, in die gleichnamige Straße einbiegend, die frühere rue Bétizy? Es ist Coligny. Er kommt aus der Sitzung. Er liest eine Denkschrift, die man ihm überreicht hat, und steht eben sinnend still nahe vor seinem Hôtel, den Blick auf das Papier gerichtet. „Heute am 22. August, vier Tage nach der Navarrischen Hochzeit, schon wieder eine Klage von Hugenotten wegen nicht Beobachtung des Toleranz-Edikts. Dem muß abgeholfen werden, gleich morgen." Doch ha! was ist das? — Wehe! ein Büchsenschuß dort aus jenem Hause! Der Admiral sinkt nieder in die Arme zweier hugenottischer Edelleute, die ihm auf dem Fuße gefolgt sind. Der Zeigefinger seiner rechten Hand ist zerbrochen; am linken Ellenbogen blutet's aus einer tiefen Wunde. Eine dritte Kupferkugel liegt auf dem Boden. Mehrere Edelleute seines Gefolges erbrechen sofort die Thür des Hauses, aus dem der Schuß kam. Es ist das Haus des Canonikus Villemar, des Lehrers von Guise. Aber der Mörder ist entflohen. Die Pferde, auf denen er entkam, sind beim Stallmeister Guises bestellt worden. Ambroise Paré, auch ein Hugenott, jener Gründer der modernen Chirurgie, er wird sogleich herbeigerufen. Aber als er erscheint, ist der Brand eingetreten. Er muß den Finger abnehmen. Indeß die Werkzeuge, die er zur Hand hat, sind stumpf. Er muß drei Mal ansetzen. Condé und Navarra, die hugenottischen Prinzen, wohnen dem Verbinden bei. „Was weint Ihr, Freunde," sagt der Admiral zu den Umstehenden, „ich bin glückselig, um Gottes Willen verwundet worden zu sein." Der Geistliche muß ein Gebet sprechen. Sein eigenes Schluchzen unterbricht ihn. Darauf betet Coligny: J'ai ma fiance en ta seule miséricorde, und befiehlt sein Leben und Sterben in Gottes Hand. Und, zum Ohr seines Dieners sich neigend, gebietet er einhundert Sonnenthaler für die Armen der protestantischen Kirche zu Paris dem Geistlichen zu übergeben.

Bald darauf kommen die Marschälle Damville und Cossé. Er giebt ihnen sein Bedauern kund, daß seine Wunde ihn außer Stand setze, im flandrischen Kriege dem Vaterlande zu dienen. Damville drückt sein Erstaunen aus, von wem wohl das Verbrechen ausgegangen sein möge. „Ich habe niemand in Verdacht," sagt Coligny, „als etwa den Herzog von Guise. Doch möchte ich's nicht bestimmt behaupten."

Mehrere Boten sind zum König geeilt. Die erste Kunde trifft ihn im Ballhaus, gegenüber vom Louvre. „Soll ich denn niemals Ruhe haben?" ruft Carl, und wirft das Schlagnetz zornig auf die Erde. Dabei schwört er wiederholt

unter den entsetzlichsten Flüchen an dem Mörder gräßliche Rache nehmen zu wollen. Wenn Franz I. schwur, so war es kluge Berechnung: der Eid sollte den Gegner sicher machen und eine große Lüge maskiren. Wenn Carl IX. schwur, so war es augenblickliche Unbesonnenheit und Leidenschaft: er versprach, was ihn im nächsten Augenblick gereute; wenn er überhaupt noch wußte, was er versprochen hatte. Bei beiden Königen war der Schwur nichts als die feierliche Einleitung zum Eidbruch.

Endlich als auch Condé und Navarra dem König Colignys Bitte vortragen, ihn noch einmal zu sehen, da eilt er zu ihm, etwa zwei Stunden, nachdem das Verbrechen geschehen. Aber Catharina läßt ihn nicht allein. Sie und Anjou und mehrere Großen treten mit ein in Colignys Zimmer. Der Admiral liegt auf dem Bett. „Mein Vater," so redet Carl ihn an, „Ihr habt die Wunde und ich den ewigen Schmerz." Darauf stößt er wieder entsetzliche Flüche aus gegen die Mörder. Nun tritt die Italienerin heran mit ihrem Lieblingssohne Anjou, und hauchen süße Worte. „Sie würden Sorge tragen, daß ihm gegen alle Theilnehmer an der That gutes Recht geschafft würde!" — Die Erbärmlichen! — — Der stark verwundete Admiral wünscht den König allein zu sprechen. „Meine Mutter und ich," so berichtet Anjou, „begaben uns also auf einen Wink des Königs in die Mitte des Zimmers und blieben daselbst stehen, während des ganzen geheimen Gesprächs, das uns großen Argwohn gab, um so mehr, da wir, woran wir gar nicht gedacht hatten, uns von 200 Edelleuten und Hauptleuten von der Partei des Admirals, die sich in diesem und den angrenzenden Räumen befanden, umgeben sahen. Diese mit ihren finsteren Gesichtern, mit Mienen und Gebehrden Unzufriedener, redeten leise mit einander, kamen im Auf- und Abgehen oft vor und hinter uns vorüber und zwar, wie es uns damals schien, in der Haltung als wenn sie Verdacht hegten, daß wir an der Verwundung des Admirals Theil hätten. Wir waren außer uns vor Bestürzung und Furcht, und öfters hat mir in der Folge meine Mutter gestanden, daß sie niemals an einem Orte sich befunden, wo sie mehr Angst ausgestanden und den sie mit größerem Vergnügen verlassen habe."

Die Königin suchte in ihrer Verlegenheit einen Vorwand, die geheime Unterredung abzukürzen. „Es würde dem Fieberkranken schaden." Sie zogen Carln förmlich aus dem Hause fort. Auf dem Heimweg drangen sie in den König. Carl wies sie mehrmals zurück. Endlich aufbrausend und beim Tode Gottes schwörend: „„Es ist wahr,"" sagte er, „„was mir der Admiral gesagt hat, in Frankreich erkenne man die Könige an ihrer Macht, den Unterthanen und Dienern gutes oder böses zu erweisen, diese Macht aber und die ganze Staats-Verwaltung sei geschickt in Eure Hände hinübergespielt worden; diese Bevormundung — superintendance — könne mir und meinem Reiche einst sehr nachtheilig werden; ich solle daher nicht trauen, sondern wohl auf meiner Hut sein; dieses habe er mir als einer meiner treuesten Unterthanen und Diener noch vor seinem Tode an's Herz legen wollen. Das war's, was mir

der Admiral gesagt hat."" — So sprach der König mit leidenschaftlicher Wuth, daß es uns durch Mark und Bein ging." Anjou und seine Mutter waren rathlos den ganzen Tag. „Schade, daß dieser schöne Schuß fehlgegangen ist, und das aus so großer Nähe!" so war der Grundton ihrer müßigen Betrachtungen. — Den andern Morgen ganz in der Frühe ging Heinrich wieder zur Königin. Er traf sie schon außer Bette. Beide waren in der größten Aufregung. Jetzt beschlossen sie den Tod des Admirals um jeden Preis. Die Art des Todes sollte erst später berathen werden.

Aller Verdacht ruht bis jetzt auf den Guisen. Aber die Guisen wissen wie die Sache steht, und sie sind nicht gutmüthig genug, um die Schuld allein zu tragen. Freitag Mittag war der Schuß gefallen. Sonnabend Mittag treten Aumale und Heinrich von Guise vor den König. „Seit lange scheine es ihnen, als ob er ihre Dienste nicht sonderlich mehr begehre. Hätten sie gewußt, daß ihm ein Gefall geschehe, würden sie den Hof gänzlich gemieden haben." Carl ließ sie mit harten Worten an. „Gehen möchten sie, wohin's beliebte. Fände es sich, daß sie am Angriff gegen den Admiral Theil hätten, würde er ihrer überall habhaft werden." Unter großem Gepränge ritten die Guisen ab, in der Richtung nach dem Thor St. Antoine.

Man sieht, noch schlägt des Königs Herz für die Sache der Gerechtigkeit, — Ein Schritt: und er zittert gefangen in Catharinen's Netz, in das Gräßliche willigend, ja sie aus Furcht überbietend. —

Doch wir blicken auf den Admiral zurück. Noch am Freitag Nachmittag hat sich die Nachricht von Coligny's Verwundung durch die ganze Stadt verbreitet. Wie ein Blitzstrahl trifft sie die Sitzung des Magistrats. Viele flüchten. Die Muthigeren, unter ihnen der Prévost des marchands, ergreifen Sicherheitsmaßregeln, gleich für den Abend. Montmorency, Coligny's Oheim, schreibt an Téligny, er werde gegen jedweden die Blutthat rächen, als ob sie an ihm selber geschehen sei. Der Admiral, einen Aufstand fürchtend, bittet den König, einige Wachen vor seiner Thür aufzustellen. Carl bietet dem Admiral sein eigenes Palais im Louvre an. Coligny schlägt aus. Und nun giebt Carl den katholischen Bewohnern Befehl die rue Bétizy sofort zu räumen. Zur Wache schickt er ihm Cosseins mit 50 Büchsenschützen und gestattet dem hugenottischen Adel, sich in dieser Straße und dem angrenzenden Louvre einzuquartieren. Das geschieht.

Indeß tragen zahlreiche reitende Privat-Boten die Kunde in die Provinzen. Auch Carl schickt seine Depeschen, worin er die verruchte That den Guisen in's Gewissen schiebt, vor Unordnungen warnt, und am Schluß bezeugt: „Ich will, daß mein Friedens-Edikt von Punkt zu Punkt gehalten werde."

Die Hugenottischen Edlen, welche Navarra's Hochzeit nach Paris gerufen hatte, berathschlagen über die Flucht. Dafür die Mehrzahl. Der Vidame von Chartres: „Das ist der erste Akt eines großen Trauerspiels: Auf, laßt uns in Masse die Stadt verlassen, und unsern Kranken auf sein Schloß fortführen."

Téligny stemmt sich entgegen, des Admirals vortrefflicher Schwiegersohn. Unerschütterlich ist sein Vertrauen in des Königs Wort. Sein Rath dringt durch. Man bleibt.

Die Nacht vom Freitag auf den Sonnabend ist gut. Die Aerzte erklären Coligny außer Gefahr. Die neu vermählte Königin von Navarra besucht ihn persönlich. Carl läßt sich mehrere Mal im Lauf des Tages nach dem Befinden des Admirals erkundigen. Coligny, über seinen Zustand beruhigt, läßt durch seine Freunde in die Provinzen schreiben: „Man solle Frieden halten; die Mörder würden verfolgt; sein Arm sei verwundet, sein Herz gesund." —

Wenn nun Coligny genest und seine Stelle im geheimen Rath des Königs wieder erhält, wenn er doch die Oberleitung in dem flandrischen Krieg übernähme; wenn er erfährt, wer die mörderische Kugel .... Catharinen grausets. Was Du thun willst, das thue bald. Aber willst Du's auch? Noch bist Du frei. — Die Italienerin versammelt auf den Sonnabend Nachmittag einen Rath im Garten der Tuilerieen. Die beiden Italiener Lodovico Gonzago Herzog von Nevers, und Albert Gondi, Herzog von Retz, erscheinen mit dem Hugenottenzwinger, dem Marschall Tavannes. Hier wird die ungeheure Lüge ersonnen, die den jungen König gewinnen soll. — Nach einander finden sie sich nun im Kabinet des Fürsten ein. Coligny, so stellen sie dem König vor, Coligny, empört gegen Carl wegen seiner noch unbestraften Verwundung, stehe im Begriff seinen Herrn zu verrathen. Eine neue Amboise sei angezettelt, nur in größerem Styl. Carl, Catharina, Anjou, — so sei der Plan, — sollen ermordet; Navarra auf den französischen Thron erhoben werden. Die hugenottischen Edeln hätten sich schon durch die Provinzen zerstreut. Zehntausend deutsche Reiter und zehntausend Schweizer Fußknechte seien im Anmarsch gegen Frankreichs Grenzen. Dem könne des Königs Heer, unvorbereitet wie es sei, unmöglich widerstehen. Auch wisse sie für den König in ganz Frankreich keinen sichern Platz. Ueberdies hätten die Katholiken des Reichs, wuthentbrannt über die hugenottische Verschwörung, beschlossen, wenn Carl zögere, Anjou oder einen andern zum Kriegs-Oberherrn sich zu erwählen. Aus all dem Jammer könne den König und Frankreich nur Ein Mittel erlösen, das sei — ein Degenstoß gegen den Admiral."

Carl bricht aus in Wuth, aber an den Admiral will er nicht rühren. Giebt es denn gar kein ander Mittel mehr? Er läßt abstimmen. „Er sterbe," so tönt es die ganze Reihe hindurch. Immer wieder die alte Mörderpolitik: es ist besser, daß Ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe. — Nur der Marschall Retz, Carls Erzieher zum Meineid, und des Admirals persönlicher Gegner, hält dies Mittel für gefährlich wegen des Eindrucks auf die Hugenotten in den Provinzen. Wie denkt der König? Seines alten Gouverneurs Rede machte auf ihn einen sichtlichen Eindruck. Alles schien verloren. Da greift wieder eine Frau ein in das Triebwerk der Weltgeschichte. Catharina, die

zuletzt stimmt, wirft dem König Mangel an Muth vor, wenn er noch zögere. Das zündet: der schwache König war wie umgewandelt.

In Zorn und Wuth beim Tode Gottes schwörend, so berichtet Anjou weiter, sagte er: „Weil wir es denn für gut fänden, daß der Admiral sterben solle, so wolle er es auch: aber nun sollten auch alle Hugenotten in Frankreich sterben, damit nicht ein einziger übrig bleibe, der ihm nachher Vorwürfe mache: den Befehl hierzu sollten wir ohne Säumen ertheilen.“ — Ohnmächtiger König, der es unternimmt, die Wahrheit zu überwältigen. Vermagst Du auch nur in Deinem eigenen Innern Gottes Stimme zu ertödten?! —

---

Die schreckliche Nacht vom 23. zum 24. August ist da. Vom Thurme des Justiz-Palastes sollte das Mordsignal gegeben werden. Da läßt Catharina, aus Furcht, der König möchte andern Sinnes werden, die Glocke der nahen Kirche St. Germain l'Auxerrois ziehen; noch vor der verabredeten Stunde. — Es war gegen zwei Uhr Morgens. Des Herren Tag war so eben angebrochen. Der König, seine Mutter und Anjou stehen im Portal des Louvre gegenüber dem Ball-Hause und schauen sinnend hinaus in die Nacht. „Da hörten wir plötzlich,“ meldet Anjou, „einen Pistolenschuß; ich vermag nicht zu sagen wo, und ob er jemand beschädigt, aber das weiß ich, daß er uns dreien so durch Mark und Bein ging, daß er uns Sinne und Urtheil verwirrte, und uns ganz mit Furcht und Schrecken erfüllte vor den großen Gräueln, die jetzt beginnen sollten.“

„Um diesen vorzubeugen, sendeten wir eiligst einen Edelmann an den Herzog von Guise ab, und ließen ihm ausdrücklich in unserm Namen befehlen, sich in seine Wohnung zurückzuziehen und nichts gegen den Admiral zu unternehmen. Dieser Befehl sollte auch alles Uebrige abschneiden, denn es war bestimmt worden, daß an keinem Orte der Stadt etwas unternommen würde, bevor der Admiral getödtet wäre.“

„Aber bald kehrt der Edelmann zurück und meldet: „Guise habe geantwortet, der Befehl komme zu spät, der Admiral sei todt und man beginne schon mit den Uebrigen in der Stadt.“ So kehrten wir denn, sagt Anjou, zu unserm alten Beschlusse zurück, und ließen den Ereignissen freien Lauf.“ — —

Um Mitternacht vom Sonnabend auf den Sonntag hatte Téligny, der Treffliche, der fortwährend bei dem Admiral gewacht, den Schwiegervater verlassen, da die Heilung der Wunde einen so guten Verlauf genommen. Nur Cornaton, Labonne, Yolet von den Edelleuten, Merlin, der Seelsorger, und Paré, der Wundarzt, blieben zurück mit den gewöhnlichen Dienern des Hauses. Im innern Hofe lagen fünf Schweizer von der Leibwache des Königs von Navarra.

Plötzlich werden die Straßen helle vom Fackelschein. Die Garden halten am Louvre. Die Herzöge Guise, d'Aumale und Angoulême, an der Spitze von 300 Soldaten, sie ziehen nach der rue Bétizy, vor Colignys

Wohnung. „Im Namen des Königs" verlangt Einlaß derselbe Hauptmann Cosseins, welchen Carl den Tag zuvor zu Colignys Schutze gesendet hatte. Labonne öffnet. Ein Dolchstich hat ihn zu Boden gestoßen.

Schnell verrammelt Cornaton die Treppenthür und läuft zu seinem Herrn. Der verwundete Admiral, durch den Lärm aufgestört, hat sich schon aus seinem Bette heben lassen. Merlin hält ihm grade ein Gebet. Bei der Meldung des Einbruchs antwortet Coligny: „Längst bin ich bereit zu sterben. Ihr aber, wenn es möglich ist, rettet euch. Mir könnt ihr nicht helfen: Je recommande mon âme à la miséricorde de Dieu. — Alle entfliehen über die Dächer: Büchsenschüsse holen die meisten herunter: vier nur kommen davon. Unter dem Austemmen der Mörder ist indessen die Treppenthür gewichen.

Behme, ein Deutscher, stürzt zuerst in's Zimmer. Gepanzert vom Kopf bis zur Zehe, den Degen in der Hand, rennt er auf Coligny los: Bist du nicht der Admiral? schreit er ihn an. „Ich bin's," antwortet der verwundete Greis, „Junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinem Alter und meiner Gebrechlichkeit: aber mein Leben kannst du doch nicht verkürzen." Mit einem gottlosen Fluch taucht ihm Behme den Degen in die Brust, und zugleich stoßen die andern Mörder auf den Wehrlosen ein. Der Admiral sinkt zu Boden. „Behme, bist du fertig?" so tönt von unten eine höllische Stimme. Es ist Guises Stimme, der im Hofe lauert. „„Ja."" — „So wirf den Mann zum Fenster heraus: der Ritter von Angoulême will's nicht glauben, so er's nicht mit eigenen Augen sieht." Behme und ein anderer warfen nun den sterbenden Körper in den Hof. Guise bückt sich nieder; wischt dem Todten das strömende Blut aus dem Gesicht und spricht: „Ja, den kenne ich, das ist er selbst." Hierauf giebt er ihm einen Stoß mit dem Fuß in's Antlitz und verläßt das Haus, indem er den Seinen zuruft: „Vorwärts an die Andern, so will's der König! Der glückliche Anfang wär' gemacht." Noch an demselbigen Tage gewährte Guise einigen Hugenotten eine Zuflucht in seinem eigenen Palast. War sein Mord darum edler, wenn er nicht aus Religionshaß, sondern wirklich nur aus Privatrache eingegeben war?

Daß Fürsten in Gemeinheit der Sitten sich dem niedrigsten ihrer Unterthanen gleich stellen, ist leider in der Geschichte nicht unerhört. Daß sie es aber öffentlich thun auf dem Markt; daß sie sich dieser Gemeinheit rühmen; daß sie glauben damit den Himmel zu verdienen, das ist doch, Gott sei Dank, eine große Seltenheit. In der Bartholomäusnacht sah man die Nachkommen des heiligen Ludwig, die Herzöge von Anjou, den späteren Polenkönig, und Montpensier, Arm in Arm mit den verruchtesten Raubmördern, durch die Straßen der Hauptstadt ziehen, und auf ihre wehrlose Beute, Greise und Frauen, Jungfrauen und Kinder niederstürzen! — Qu'on n'épargne personne: C'est Dieu, c'est Médicis, c'est le roi qui l'ordonne. — Ein weißes Kreuz auf dem Hut, Rosenkränze, Weihgehänge, Marienbilder um den Hals, die Fackel in der Linken, in der Rechten sei's einen Dolch, sei's ein Beil, sei's eine Büchse, sei's

eine Keule, beim wirren Durcheinander der Litaneien, der Flüche, der Gassenlieder, der Pistolenschüsse, des Freudengeschreis, des jämmerlichen Gestöhns begrüßten sich — zur Pariser Mette — die verschiedenen Trupps von Mördern, über Haufen von Leichnamen daherschreitend, reizten sich an zu neuem Morde, halfen einander die Thüren der am besten vertheidigten Häuser zu erbrechen, theilten sich in eine unermeßliche Beute oder entrissen sie einander. Die einen tragen das Geraubte offen und unangefochten in ihre eigenen Häuser; die andern legen es „andächtig" nieder in den Sakristeien oder im Louvre zu den Füßen des Königs.

Da lagen sie in langen Reihen ausgestreckt vor den Fenstern Carl IX., die von den Garden, im Louvre selbst, nieder gemetzelten und darauf völlig entkleideten hugenottischen Edelleute, der Stolz Frankreichs in den Kriegen mit England, Spanien, Italien: jetzt wehrlos ausgesetzt den schlüpfrigen Bemerkungen der mit Wohlgefallen vor ihnen verweilenden bigotten Damen des Hofes. Im Louvre selbst hat der König gleich zu Anfang in eigner Person Navarra und Condé gefangen genommen. „Messe, Tod oder Bastille" so raunt er ihnen zu. Die Fürsten wählen die Messe: wie schwer ist's, daß ein Reicher in's Himmelreich komme! Drei bis vier Mal ist Heinrich IV. zum Katholicismus übergetreten. Seine Edelleute ziehen den Tod vor: 1200 bedecken das Mordfeld. Nur wer schon vor der Blutnacht heimlich aus Paris entflohen war oder aus Vorsicht sich vor den Thoren einquartiert hatte, entging dem Gemetzel, wenigstens auf einige Tage.

Das Morden dauert von 2 Uhr Nachts bis 5 Uhr Abends ohne Unterbrechung. Während der ganzen Zeit sind die Stadtthore geschlossen, die Schiffe auf der Seine an Ketten gelegt, die engen Straßen verbarrikadirt und mit Ketten abgesperrt, damit kein Hugenott entrönne. Es mordet wer Lust hat und wen jeder will. — Quand un roi veut le crime, il est trop obéi.

Der Prévot des Marchands, endlich der Greuel müde, welche Paris in ein Raubnest umwandelten, remonstrirte gegen Mittag beim König. Carl gab nach. Es erschien um 5 Uhr Abends ein Befehl: „jeder solle sich in sein Haus zurückziehen und niemand seine Wohnung verlassen." Die Protestanten, welche sich zu verstecken gewußt hatten, athmeten auf: sie glaubten sich gerettet. Allein am andern Morgen begann das Blutbad von neuem, und dauerte noch mehrere Tage. Ich will Sie nicht aufhalten mit der Beschreibung der Gräuelscenen. Die allermeisten starben nach kurzer Gegenwehr. Mehrere 100 Frauen waren unter den Ermordeten. — Nur einzelne wenige Hugenotten verkauften theuer ihr Leben. So der Polizei-Lieutenant Taverny, welchem es gelang 8 bis 9 Stunden das wüthende Volk vor seiner Thür festzuhalten, und als ihm die Bleikugeln ausgingen, schoß er mit Erbsen, die auch tödtlich verwundeten. Endlich als er sein Pulver erschöpft hatte, nimmt er den Degen in die Hand, und stürzt so auf die Angreifer los, kämpfend bis zum letzten Athemzug. — Die Mehrzahl der Opfer sind unbekannt geblieben. — Von berühmten Namen nenne ich unter dem Adel Teligny, Soubise, Larochefoucauld, dann den Bildhauer Jean Goujon, den Historiker Pierre de la Place, den Chirurgen Antoine Sylvius, den Philosophen

Petrus Ramus. Das berühmteste von all diesen Opfern ist und bleibt freilich Coligny. — Während Guise sich zu den andern Hugenotten-Anführern wandte, war der Leichnam des Admirals den Beschimpfungen des Pöbels überlassen worden. Ein Italiener hatte ihm das Haupt abgeschnitten und es zum Könige getragen. Die Guisen ließen es einbalsamiren und schickten es dem Pabst zum Geschenk nach Rom.

Ob es dort angekommen, steht nicht fest. Carl, der es liebte, am selben Tage zwei entgegengesetzte Befehle auszugeben, auch dem schriftlichen nicht selten einen dawider lautenden mündlichen beigesellte, schrieb an Mandelot, den Gouverneur von Lyon, er solle den Mann mit Colignys Kopf dort festhalten. Mandelot antwortete dem König. „So eben sei Guises Stallmeister hier durchgereist." Das war wohl die Antwort, die Carl wünschte. — Indeß wurde der verstümmelte Leichnam des Admirals während jener drei Mordtage durch den blutigen Koth der Straßen von Paris geschleift; darauf zum Spielwerk den Kindern überlassen, um sie an solchen Anblick zu gewöhnen. Nach einiger Zeit fiel es den Buben ein, jene verunstalteten menschlichen Ueberreste in die Seine zu werfen, man zog sie wieder heraus und schleppte den Torso nun nach Montfaucon. Dort hängte man ihn am Galgen auf, und machte ein großes Feuer darunter, um das Fleisch zu braten, ohne daß es verzehrt würde. — Dahinaus wallfahrtete das Volk mehrere Tage und jubelte bei dem grausigen Anblick. Auch Carl IX. wollte ihn sich gönnen. Allein mittlerweile hatte Colignys Oheim, der Connétable, den Leichnam abnehmen und in Sicherheit bringen lassen. Von Montauban ließ ihn der Sohn François de Coligny nach dem Stammschloß schaffen, und in Chatillon-sur-Loing ruht er noch heut. Mr. de Montmorency Herzog von Luxembourg, der gegenwärtige Besitzer des Schlosses, bewahrt diesen Schatz in einem Sarkophag von schwarzem Marmor: darüber wölbt sich eine Grabkapelle in antikem Styl:

**Du plus grand des Français tel fut le triste sort.**

Aber was war Colignys Verbrechen? Dieser Gedanke peinigte den König. Am Tage der Bluthochzeit noch hatte er Depeschen in alle Welt gesandt, das Pariser Blutbad sei nichts als eine Privatfehde der Guisen und der Châtillons. Er selbst im Louvre habe vollauf um seine eigene Rettung zu thun gehabt. Tags darauf ließ derselbe Carl durch neue Depeschen kund thun: alles was an den Hugenotten vollzogen worden, sei auf seinen alleinigen königlichen Befehl geschehen. — Der Admiral mußte nun der Verschwörung angeklagt werden. Man legte Beschlag auf seine Papiere: alle athmeten den reinsten Patriotismus. Nichtsdestoweniger ließ sich das feige Parlament von Paris — Franz I. Züchtling — vom Könige gebrauchen, am 27. September ein Urtheil zu fällen, wonach Coligny als schuldig der Majestäts-Verletzung, Feind des Friedens und des öffentlichen Wohls, Haupt und Seele einer Verschwörung gegen den König erklärt, seine Güter confiscirt, sein Gedächtniß ehrlos, sein Name für immer ausgetilgt würde. Zugleich befahl das Parlament nachträg-

lich, daß sein Leichnam geschleift, auf dem Grève-Platz aufgehängt, dann nach dem Hochgericht von Montfaucon gezogen; seine Wappen durch die Städte des Königs am Schwanz der Pferde geschleppt; seine Bildsäulen und Bilder in Stücke zerschlagen, sein Schloß dem Erdboden gleichgemacht, die Bäume in seinem Park in halber Höhe abgehauen, Salz auf sein Gut gestreut und auf dem Hofe eine Säule errichtet werden solle, mit einer Kupferplatte, die als Inschrift diesen Parlamentsbeschluß tragen sollte. Zugleich wurden alle Kinder des Admirals des Adels verlustig, unfähig ein Testament zu machen, unwürdig eine Stellung zu bekleiden erklärt und ihre Güter confiscirt. Die Bartholomäusnacht aber solle alljährlich festlich geehret werden. Um dies Urtheil zu vervollständigen, wurden am 27. October zwei unschuldige Hugenotten, der Requêtenmeister Cavaignes und der 70jährige Briquemant als Colignys Helfershelfer, nach vielen vergeblichen Foltern gehängt, und zwischen ihnen eine Strohpuppe, Colignys Bild. — Es mochte 8 Tage nach St. Bartholomäus sein, als Carl IX. in der Nacht seinen Schwager Heinrich von Navarra rufen ließ. Der fand ihn, aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze wie am Tage des Blutbads. Man schickte in die Stadt um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen sei: die Antwort lautete, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. — Heinrich hat dieser Geschichte nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten. —

---

Die Weltgeschichte ist ein Weltgericht. Der schwache, nur dem Augenblick huldigende Carl IX; der zierliche in Krakau und Paris gekrönte Meuchelmörder Heinrich III. (Anjou), das Werkzeug und Opfer zugleich für den römischen Fanatismus; die Mutter dieser Armen, jene gesinnungslose, aller Gemeinheit befreundete Königin Catharine von Medicis; die hochstrebenden und reich begabten, aber vom Blutdurst bis ins Herz vergifteten Guisen; das servile, durch Fußtritte zum Verbrechen erzogene Parlament von Paris; der tyrannische zweite Philipp, der nie in seinem Leben gelacht hat außer bei der willkommenen Kunde von der Bluthochzeit; der nur auf dem Berufsgebiete, in der Frömmigkeit, blinde Kalendermacher Gregor XIII. mit seinem Blut-Tedeum, Kanonensalven und Denkmünzen; jene ganze Sippe käuflicher Spiegelredner, Muret an der Spitze, mit seinem christlichen Herkules und den vom aufspritzenden Ketzerblut heller schimmernden Sternen: kurz, all' diese Förderer und Verehrer der in der Hölle heiligen Bartholomäus-Nacht, sie stehen gebrandmarkt da für alle Zeiten, gebrandmarkt vor der öffentlichen Meinung Europas.

Coligny hingegen wird von dem populärsten aller französischen Könige, von Henri IV. als der größte der Franzosen gefeiert; wird von dem Beherrscher der Fürsten seiner Zeit, von Voltaire, als einer der edelsten Sterb-

lichen besungen; wird von den Hugenotten aller Länder bis auf diesen Tag als Muster und Vorbild bewundert; und — was nicht das Geringste ist, daß ich es jetzt hinzufüge — ein Sprosse aus Colignys Stamm, sein Mark und sein Blut, wird unter uns Preußen geliebt und geehrt in Seiner Majestät König Wilhelm I.

Unter den sieben Kindern nämlich, welche die herrliche Charlotte de Laval ihrem Gemahle gab, sind nur zwei des Vaters getreues Ebenbild: sein Sohn Franz und seine Tochter Louise. François, den Freund Heinrich IV. haben wir oben bewundern gelernt. Unter den Foltern und Verlockungen des Jesuitismus traten seine Nachkommen, wie die seiner Brüder, in die römische Jesuiten-Kirche über. Als das Edict von Nantes durch Ludwig XIV. widerrufen wurde, waren alle männlichen Zweige der Familie Châtillon erloschen.

Statt dessen blüht und grünt der weibliche Zweig unter uns weiter. Colignys Tochter Louise, die Gattin und Wittwe des trefflichen Téligny, heirathete am 12. April 1583 in zweiter Ehe Wilhelm von Nassau, aus dem Hause Oranien, den Gründer der Republik Holland, der bekanntlich von dem zweiten Philipp geächtet, bei Tische, fast in den Armen seiner Gemahlin, von einem katholischen Fanatiker ermordet wurde. Louise kehrte, einige Jahre nach dem Tode ihres zweiten Gemahls, in ihre französische Heimath zurück, und starb dort auf ihrem Landgute Lierville en Beauce. Klug und bescheiden, beliebt bei jedermann durch ihr herzlich liebevolles Wesen, allgemein geachtet wegen ihres energischen Geistes und der englischen Güte ihres Gemüthes, vor allem verehrt als unerschrockene, fast männliche Vertheidigerin ihres Glaubens, blieb die kleine aber wohlgebildete Louise Coligny bis zu ihrem Tode eine würdige Tochter des großen Admirals.

Es ist bekannt, daß Wilhelm von Oranien durch Louise Coligny, seine vierte Gemahlin am 24. Februar 1584, also fast zwei Jahr nach dem Tode der Montpensier, Vater Friedrich Heinrichs von Oranien und so Großvater der Louise Henriette wurde, der noch heute im preußischen Volke innig verehrten Landesmutter und ebenbürtigen Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg. „Jesus meine Zuversicht" und „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren," es sind Werke von Colignys Urenkelin, und ich meine, in Colignys Geist. Demnach stammt wie Sie Sich nun selbst berechnen, Friedrich der Große im 6., König Wilhelm, unser jetziger Landesherr, im 9. Grade von Coligny ab. — Ich überlasse es Ihnen, die Aehnlichkeiten zwischen unseren letzten Hohenzollern und dem „größten Franzosen," wie man ihn oft genannt hat, selber zu verfolgen. Wir aber können nicht umhin eine besondere Genugthuung darin zu finden, daß, während die gräflichen Zweige der Familie, die in Frankreich blieben, katholisch wurden und ausstarben, der allein fortblühende, königliche Zweig dem Protestantismus bis zu dieser Stunde treu geblieben ist.

Aber noch eins: Noch heute giebt es in Frankreich Nachkommen jener hugenottischen Märtyrer der St. Barthélemy. Diese französischen Protestanten, ernst, gründlich, arbeitsam, ehrlich und fromm, sie bilden, nach unserer unerschütterlichen Ueberzeugung, den sittlichsten, begabtesten und darum lebenskräftigsten Bruchtheil der französischen Nation, augenscheinlich berufen, den Nationalcharakter unserer Nachbarn zu regeneriren. Ist es nun nicht eine wunderbare Fügung Gottes, daß, als diesen französischen Protestanten durch Ludwig XIV. das heiligste Gut, ihre Religionsfreiheit, genommen wurde, die Urenkelin Colignys, Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, ihnen ihre landesmütterlichen Arme und ihr Reich aufschließt: eine großartige Colonie gründend im Sinne des Admirals, eine Colonie nicht in dem fernen Amerika, sondern unmittelbar vor Frankreichs Thoren, Europa zum Ruhm.

Und so lenkt nun noch heute Gott das Herz der Könige, daß Colignys Nachkommen auf dem preußischen Throne als Hort dastehen und als Schutzmacht für den verfolgten und bedrängten Protestantismus, wie in der ganzen Welt, so ganz besonders auch für die Enkel der Bartholomäus-Märtyrer in Paris und dem gesammten französischen Reiche. — Gott segne Colignys Sprossen.

---

Druck der Hofbuchdruckerei von Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. O.



Druck der Hofbuchdruckerei von Trowitzsch und Sohn in Frankfurt a. O.

Vogl





